This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

870
F893

Adolf Frey

Lieder und Gesichte

ausgewählt
und eingeleitet
von
GOTTFRIED BOHNENBLUST

UC-NRLF
$B 279 615

Leipzig
Haessel-Verlag

YA 06533

GIFT OF
ERNST A. DENICKE

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII

EX LIBRIS

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Die Schweiz
im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Darstellungen
und Texten, herausgegeben von
Harry Mayne (Bern)

Viertes Bändchen

ADOLF FREY

Lieder und Gesichte

ausgewählt
und eingeleitet von
Gottfried Bohnenblust

H. HAESSEL VERLAG
LEIPZIG 1922

Im Verlage H. Haeſſel, Leipzig, erſchien:

Adolf Frey

Rede zu ſeinem Gedächtnis gehalten in der Tonhalle zu Zürich

von Gottfried Bohnenbluſt

Copyright 1922
by H. Haessel, Verlag, Leipzig

Satz und Druck von Heſſe & Becker, Leipzig

Adolf Frey

Wie dunkel deine schweren Glocken läuten!
Des eignen Herzens stille Ritterschaft,
Der Ahnen alte Macht und harsche Kraft,
Sie ließen dich ihr Glockengold erbeuten.

Des Unverstandes Unkraut auszureuten,
Hast du auf heißem Felde lang geschafft,
Aus edlen Halmen Garben vollgerafft,
Denn nur der Dichter mag den Dichter deuten.

Der Lärm verrauscht, und aller Qualm verraucht.
Wie jäh der Sturm, wie toll das Wetter wüte,
Leis lebt dein Lied, von Leid und Mut durchhaucht.

Des Alpengartens rostigrote Blüte,
Du dufteſt herb, doch aus dem Kelche taucht
Der schöne Blick der schmerzlich warmen Güte.

Genf. Gottfried Bohnenblust.

573476

Ein Profil

I.

Adolf Frey, mit dem uns der nach Carl Spitteler bedeutendste Schweizer Dichter des ältern Geschlechtes und einer der echtesten deutschen Lyriker unserer Zeit entschwunden ist, war am 18. Februar 1855 in Aarau geboren.

Sein Vater, der Volksschriftsteller Jakob Frey, zählte damals dreißig Jahre. Der Sohn armer Bauern aus dem aargauischen Dorfe Gontenschwyl hatte sich mühsam emporgerungen. Daß dessen Mutter erst mit dem 45. Jahre dazu gekommen war, schreiben zu lernen, zeichnet ihre Zeit; daß sie es damals noch lernte, zeichnet sie selber. Der junge Jakob war an der Aarauer Kantonsschule der Schüler Rochholzens, in Tübingen der Friedrich Theodor Vischers: Dichtung, Geschichte, Philosophie zogen ihn an. Auch in München und Zürich studierte er; nach Tübingen zurückgekehrt, ward er zum Doktor promoviert. Und auch ihn weckte wie seinen großen Zeitgenossen Gottfried Keller der Ruf der Zeit. Mit feuriger Begeisterung erlebte er die Erschütterung der Vierzigerjahre, die vom Aargauer Klosterhandel ausging, zur Berufung der Jesuiten, zu den Freischarenzügen gegen Luzern, endlich zum Sonderbundskrieg und 1848 zur glücklichen Begründung des festern Schweizer Bundesstaates führte. In diesen Ju-

Jenajahren wurzeln seine politischen und poetischen Ideale. Mit hohen Erwartungen kehrte er nach Aarau heim, übernahm die von Zschokke gegründeten Schweizerblätter und wurde eben in Adolfs Geburtsjahr in den Großen Rat und zu dessen Sekretär gewählt.

Mit den stolzen Träumen von nationaler Dichtkunst und eidgenössischer Hochschule — 1854 durch das Zürcher Polytechnikum ersetzt, an das Gottfried Keller sollte berufen werden — stimmte freilich die harte, enge Wirklichkeit wenig überein. Kurz vor seiner Heirat besaß der Lord, wie er bei den Kameraden hieß, etliche Bücher, eine alte Flinte, einen Waidsack, ein Fernrohr und mehr Schulden, als all das wert war. Die einfache, treutüchtige, feinnervige Frau, ein Kind des Aargauervolkes, hatte ihm an äußern Gütern drei Batzen und ein altes Gebetbuch mitgebracht. Zu dieser Not kam die Enttäuschung inmitten des kleinen politischen Getriebes, und schon 1856 begann die dornenvolle Irrfahrt als Schriftsteller und Redaktor, als welcher Jakob Frey nacheinander mit seiner wachsenden Familie in Bern, in Basel, wieder in Bern, dann in Aarau und zum letztenmal in der Bundesstadt sein Glück versucht hat. Kaum hatte er, Ende des Jahres 1874, als Vorgänger Widmanns das Sonntagsblatt des Bund übernommen, als er zusammenbrach. Die Witwe und die drei Söhne standen mittellos an seiner Bahre. Kein Wunder, daß des Dichters Mutter, früh schon von Angst und Bangen gejagt, die letzten zehn Jahre ihres Lebens in — ob auch oft gelichteter — Umnachtung verbrachte. Ein Wunder vielmehr, wie alle drei Brüder sich gegensei-

tig haltend und fördernd, zu ehrenvoller Laufbahn gekommen sind. Den gemeinsamen Kampf schildert das Gedicht „Die Brüder", zehn Jahre nach des Vaters Tod rückschauend gestaltet:

„Bezwungen ist ein langes, dunkles Stück,
Wir drängen und wir kämpfen nach dem Glück:
Drei Nacken treiben sicher durch die Flut,
Und über Riff und Strudeln trotzt der Mut."

Der Bruder Emil ist jung gestorben: mehr als ein Lied gilt ihm. Der zweite, Nationalrat Dr. Alfred Frey, ist heute ein führender schweizerischer Handelspolitiker. Der Dichter Adolf, der älteste, hat sich vom öffentlichen Leben, das seinen Vater so schwer enttäuscht und dessen Dichtung zerstückt und zermürbt hatte, entschlossen und sehr sorgsam fern gehalten. Er ist seiner Eltern poetische Erfüllung geworden. Und er wußte, daß er das nur in der festen Form eines mühsamen, aber fruchtbaren Berufes werden könne.

Ganz hatte freilich das Leben auch seinen Vater nicht um sein Werk gebracht. Der Sohn hat es in seiner Ausgabe und seiner Biographie überzeugend dargetan. „Der Dichter schläft, vergessen bleibt er nicht." So durfte J. V. Widmann an seinem Sarge sprechen. Als er die schweizerische Dorfgeschichte zu pflegen begann, hatte Gotthelf sie eben, Bemühungen des 18. Jahrhunderts mit starker Hand aufgreifend, geschaffen und in seiner Art vollendet. Seinem Realismus wollte Frey folgen, seiner politischen Richtung aber so wenig wie das Keller konnte. „Ich werde die Personen meiner Erzählungen aus meiner Heimat wäh-

Jugendjahren wurzeln seine politischen und poetischen Ideale. Mit hohen Erwartungen kehrte er nach Aarau heim, übernahm die von Zschokke gegründeten Schweizerboten und wurde eben in Adolfs Geburtsjahr in den Großen Rat und zu dessen Sekretär gewählt.

Mit den stolzen Träumen von nationaler Dichtkunst und eidgenössischer Hochschule — 1854 durch das Zürcher Polytechnikum ersetzt, an das Gottfried Keller sollte berufen werden — stimmte freilich die harte, enge Wirklichkeit wenig überein. Kurz vor seiner Heirat besaß der Lord, wie er bei den Kameraden hieß, etliche Bücher, eine alte Flinte, einen Waidsack, ein Fernrohr und mehr Schulden, als all das wert war. Die einfache, treutüchtige, feinnervige Frau, ein Kind des Aargauervolkes, hatte ihm an äußern Gütern drei Batzen und ein altes Gebetbuch mitgebracht. Zu dieser Not kam die Enttäuschung inmitten des kleinen politischen Getriebes, und schon 1856 begann die dornenvolle Irrfahrt als Schriftsteller und Redaktor, als welcher Jakob Frey nacheinander mit seiner wachsenden Familie in Bern, in Basel, wieder in Bern, dann in Aarau und zum letztenmal in der Bundesstadt sein Glück versucht hat. Kaum hatte er, Ende des Jahres 1874, als Vorgänger Widmanns das Sonntagsblatt des Bund übernommen, als er zusammenbrach. Die Witwe und die drei Söhne standen mittellos an seiner Bahre. Kein Wunder, daß des Dichters Mutter, früh schon von Angst und Bangen gejagt, die letzten zehn Jahre ihres Lebens in — ob auch oft gelichteter — Umnachtung verbrachte. Ein Wunder vielmehr, wie alle drei Brüder sich gegensei-

tig haltend und fördernd, zu ehrenvoller Laufbahn gekommen sind. Den gemeinsamen Kampf schildert das Gedicht „Die Brüder", zehn Jahre nach des Vaters Tod rückschauend gestaltet:

„Bezwungen ist ein langes, dunkles Stück,
Wir drängen und wir kämpfen nach dem Glück:
Drei Nacken treiben sicher durch die Flut,
Und über Riff und Strudeln trotzt der Mut."

Der Bruder Emil ist jung gestorben: mehr als ein Lied gilt ihm. Der zweite, Nationalrat Dr. Alfred Frey, ist heute ein führender schweizerischer Handelspolitiker. Der Dichter Adolf, der älteste, hat sich vom öffentlichen Leben, das seinen Vater so schwer enttäuscht und dessen Dichtung zerstückt und zermürbt hatte, entschlossen und sehr sorgsam fern gehalten. Er ist seiner Eltern poetische Erfüllung geworden. Und er wußte, daß er das nur in der festen Form eines mühsamen, aber fruchtbaren Berufes werden könne.

Ganz hatte freilich das Leben auch seinen Vater nicht um sein Werk gebracht. Der Sohn hat es in seiner Ausgabe und seiner Biographie überzeugend dargetan. „Der Dichter schläft, vergessen bleibt er nicht." So durfte J. V. Widmann an seinem Sarge sprechen. Als er die schweizerische Dorfgeschichte zu pflegen begann, hatte Gotthelf sie eben, Bemühungen des 18. Jahrhunderts mit starker Hand aufgreifend, geschaffen und in seiner Art vollendet. Seinem Realismus wollte Frey folgen, seiner politischen Richtung aber so wenig wie das Keller konnte. „Ich werde die Personen meiner Erzählungen aus meiner Heimat wäh-

len, und zwar so, wie ich sie kennen gelernt und nicht, wie sie einst mein Großvater geträumt. Dabei wird auch eine neue Richtung zum Vorschein kommen, nämlich der Kampf, den die Industrie, das Fabrikwesen und -leben, hauptsächlich in moralischer Beziehung, gegen althergebrachte Einfalt führt." Das war seine bewußte Absicht. Was er unbewußt tat, sagt sein Sohn: ‚Er will nicht die Wirklichkeit widerspiegeln, wie sie ist (wenigstens will er dabei nicht ins einzelne und in die Breite gehen), sondern wie sie seiner weichen, häufig verwundeten, wenn auch gefaßten Seele vorschwebt.' So ist Jakob Frey eine lyrische Natur, ohne Lyriker zu sein; seine Melancholie tönt von selber sein Bild des Lebens; und „seine Gestalten umwittert leicht ein fatalistisch-schwermütiger Hauch, der ihm selber anhaftete und unterm Druck der harten äußern Lage sich verstärkte." Hebbel hatte ja Recht, wenn er über die zweibändige Sammlung „Zwischen Jura und Alpen" urteilte, diese Arbeiten seien sehr ungleich; der Verfasser, der den Pinsel recht gut zu brauchen wisse, lasse es oft beim Bleistift bewenden und gebe statt des Bildes bloße Zeichnung. Hätte Hebbel Frey selber gekannt, so hätte er besser als irgend einer diese Tatsache auch erklären können. Auch so aber stellt er fest: ‚Bei alledem haben wir es nicht blos mit einem ausgesprochenen Talent, sondern auch mit einem interessanten Buch zu tun.' Frey hat trotz allen Hemmnissen diese Stufe noch überwunden, der Alpenwald und die Waise von Holligen beweisen es. Heyse nahm die Erzählung „Das erfüllte Versprechen" in seinen deutschen Novellenschatz auf: er schätzte das gute Motiv, die

klare Durchbildung, die sichere Lösung des sittlichen Problems. Gottfried Keller nannte Jakob Frey einen wirklichen Künstler, und Conrad Ferdinand Meyer urteilte, der bedeutende Schriftsteller müsse auch ein bedeutender Mensch gewesen sein.

Adolf Frey hat seines Vaters Tugenden zu bewahren, seine Mängel zu überwinden versucht und überwunden. Als Gesamterscheinung steht er über ihm: er hat ihn vollendet. Die Grundstimmung ist ähnlich, doch erscheint er, wiewohl Lyriker, objektiver, verhaltener; von blassen Gestalten aber ist bei ihm nichts zu sehen, und zuweilen hat der Sohn gar ein: Tugend fast zu stark entfaltet, die beim Vater zu wenig entwickelt war.

Adolf Frey hatte schon mit 19 Jahren sein erstes Gedicht drucken lassen; 1876 erscheint er im vierten Band von Weber-Honeggers Poetischer Nationallitteratur der deutschen Schweiz, und im folgenden Jahre bespricht Conrad Ferdinand Meyer anerkennend seine Lieder eines Freiharstbuben. Seit dem Frühjahr 1875 studiert er klassische und deutsche Philologie sowie Philosophie und Kunstgeschichte, erst in Bern, dann in Zürich, endlich in Leipzig und Berlin. 1874 war Ludwig Hirzel von der Aargauer Kantonsschule an die Berner Universität berufen worden; er kam von der klassischen Philologie und Indogermanistik und wandte sich eben damals der neuern deutschen Literaturgeschichte zu, namentlich die Beziehungen des schweizerischen und deutschen Geisteslebens verfolgend. Mit der Vorbereitung seiner vortrefflichen Hallerausgabe und -biographie, einer Folge des Hallerjubiläums von 1877, beschäftigt, hat er

Adolf Frey zu seiner Preisschrift und Dissertation über „Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur" veranlaßt, die 1879 erweitert bei Haessel erschien. Das Buch würdigt vorerst Haller als Dichter, schildert seine Vorbilder, unter den Deutschen namentlich Lohenstein und Drollinger; neben Stähelin wollte Frey Beat von Muralt als Anreger nicht gelten lassen; unter den Engländern nennt er Pope, Shaftesbury, (nicht Thomson); unter den Alten steht Virgil voran, für Haller der größte aller Dichter, gegen den kein Römer, auch kein Grieche aufkommt, und der ihm würdiger Poet und vollkommener Sprachkünstler in Einem ist; auch Cicero schätzt er hoch, spielt aber auch gelegentlich auf Horaz, Lucrez, Lucan, Martial, Ovid an. Frey legt dann Hallers Ansichten über die Poesie dar, untersucht seine dichterische Begabung, anerkennt die starke und tiefe Empfindung, die doch nicht immer den unmittelbaren Ausdruck finde. Er prüft sein Verhältnis zur Sprache und zur Philosophie seiner Zeit. Jener Abschnitt erfordert eine Darlegung seiner Eigentümlichkeiten im einzelnen, aber auch eine Würdigung seiner Kraft im Ganzen, die zum Nachweis des Einflusses auf Lessing führt; das Kapitel über Haller als Philosophen, im einzelnen überholt, verteidigt seinen Idealismus gegen Gervinus und urteilt bei allem Vorbehalt gegenüber philosophischer Dichtung, keiner der Nachahmer reiche an die großartige Kraft und Erhabenheit, mit der Haller dem Begriff der Ewigkeit poetisch beizukommen suche. Und er würdigt endlich Haller den Patrioten.

Für Adolf Freys Methode ist auch der zweite Teil

des Buches schon bedeutsam, der von Haller und seiner Nachwirkung handelt. Die Wertung klingt ganz wie beim reifen Manne: streng gegen das Un- und Unterkünstlerische, lobt er energisch den erkannten Dauerwert. So wird hier mit festem Griff das Gedicht über die Ewigkeit samt Teilen der Alpen herausgegriffen. Da urteilt der Künstler. Aber der Historiker vergißt auch nicht zu fragen, was Haller den Zeitgenossen bedeutet habe, wie ihn Gottsched, Bodmer und Breitinger, Johann Elias Schlegel, Lessing, Mendelssohn, Herder, Schiller bewertet haben, wie ihn Bodmer, Hagedorn, Gleim, Uz, Kleist, Gellert, Kästner, Drisch, Creuz, Withof, Mylius, Grimm, Matthison nachahmten, wie er endlich auf die deutschen Klassiker von Klopstock und Wieland bis auf Lessing, Herder, Goethe und Schiller gewirkt. Frey ist scharf in der Fragestellung und möglichst genau in der Antwort, doch eher zu sehr zurückhaltend als irgend vorschnell. Der Abschnitt über Goethe scheut auch angesichts offenbarer Erinnerungen davor zurück, „die Fäden zu verknüpfen" und sagt kein Wort von der gewaltigen Bedeutung Hallers für Goethes Naturbetrachtung.

Dieses tüchtige Buch, auch von Keller und Meyer geschätzt, wies den Verfasser im engern Fachgebiet als wohl vorbereitet aus. Doch nicht allein Hirzel war ihm ‚mit Rat und Tat beigestanden': Besonders nahe trat ihm der gescheite Philosoph Hebler, der Verfasser der Lessingstudien, der Philosophischen Freiheitslehre und der Philosophischen Aufsätze, die sich wiederum mit Lessing besonders beschäftigen und sich nicht scheuen, einen geschichtlich wohlbegründeten, doch selbst geform-

ten Dialog zwiſchen Leſſing und ‚Neumann‘, einem modernen Theologen, einzuflechten. Hebler lehrte nicht nur Logik, ſondern erklärte auch den Fauſt. Wie oft konnte Frey ſpäter mit dieſem ſeinem einſtigen Lehrer, wenn ihm alle bedeutende Leiſtung durch Vergleichung entwertet wurde, ſagen: „Zu einer Logik, welche zwei Dinge darum, weil ſie etwas Gemeinſames zeigen, für ein und dasſelbe Ding erklärt, habe ich mich allerdings nicht aufgeſchwungen.“

Auch Richard Avenarius, der Kritiker der reinen Erfahrung, iſt Freys philoſophiſcher Lehrer geweſen; bei ihm hörte er auch Pſychologie. Wenn Frey ſpäter den Typus des einſeitigen und dilettantiſchen Dogmatikers als modernen ‚philoſophiſchen‘ Literarhiſtoriker auftreten ſah, durfte er leiſe lächeln. Er wußte, daß ein halber Philoſoph keinen ganzen Künſtler aufwiegt. Was aber über die Weltanſchauung der Dichter zu ſagen war, wußte er im gegebenen Augenblicke deutſch und deutlich vorzubringen.

Daneben hat Adolf Frey ſeine Griechen und Römer fleißig geleſen, auch die philologiſchen Hilfsfächer nicht verſchmäht, Sanskrit getrieben, geſchichtlich und kunſthiſtoriſch ſein Studium ausgebaut. Zwei ſeiner Lehrer, Gerold Meyer von Knonau und Alfred Stern, leben und lehren noch heute in Zürich. Von den Berner Dozenten iſt neben Hagen, Rettig und Knaus noch Ferdinand Vetter, von den Zürchern der Archäologe Karl Dilthey, Gottfried Kinkel, der Äſthetiker Jacoby, die Kunſthiſtoriker Rahn und Vögelin zu nennen. In Leipzig traten Hildebrand, Braune, Zarncke und Springer dazu, in Berlin Wilhelm Scherer. In Burgdorf

bei Bern und in Zürich unterrichtete Frey neben den Studien am Gymnaſium.

Unterdeſſen war er den Männern nahe gekommen, die ihn ſtärker als irgend einer ſeiner akademiſchen Lehrer gefördert und beſtimmt haben. In Zürich war Adolf Frey von Gottfried Keller und wenige Tage darauf von Conrad Ferdinand Meyer freundlich aufgenommen worden. Schöne Erinnerungen hat er Keller, die grundlegende Biographie hat er Meyer gewidmet. Mit vollendetem Takte ſtand er zwiſchen beiden, die den Weg zueinander nicht fanden. Er ſah, liebte, würdigte beide und hatte genug Eigenes in ſich, um beiden Achtung und Zuneigung abzugewinnen, auch von beiden zu lernen, ohne ſich zu verlieren.

Das Schickſal ſeines Vaters wie des frühen Keller warnte ihn davor, ſich in einem Schriftſtellerleben zu verirren, das ſich frei nennt und größere Unfreiheit als irgend ein Amt mit ſich bringt. Nachdem Frey ein Jahr lang in Berlin das von Schorer gegründete Deutſche Familienblatt geleitet, kehrte er 1882 in ſeine Vaterſtadt Aarau als Lehrer des Deutſchen und Griechiſchen an der Kantonsſchule zurück und vermählte ſich bald mit Fräulein Dr. Lina Beger, die aus der regen Genoſſin ſeiner Berner Studien zu der treuen, feinſinnigen Gefährtin ſeines Lebens wurde. Frey wirkte ſechzehn Jahre lang in Aarau, eine zeitlang zugleich als Privatdozent im nahen Zürich, bis er 1898 als Nachfolger des ausgezeichneten Literarhiſtorikers und Kellerbiographen Jakob Bächtold ſeinen akademiſchen Lehrſtuhl beſtieg.

Einundzwanzig Jahre lang hat er dies hohe Amt,

seiner Eigenart getreu, mit Auszeichnung verſehen. Am 19. Juli 1919 feierte die Zürcher Hochſchule den hundertſten Geburtstag Gottfried Kellers. Adolf Frey hielt die unvergeßliche Rede zur Weihe des Tages. Es war ſein Abſchied. Er wußte, daß er ſich am übernächſten Tage dem Meſſer des Arztes anvertrauen müſſe. Er diktierte an ſeinem Hodlerbüchlein fort; dann nahm er hin, was ihm beſchieden war. Mühſame Monate folgten noch; langſam erloſch die Hoffnung. Und endlich erloſch das Leben mit ihr.

In der Morgenfrühe des 12. Februar 1920 iſt Adolf Frey geſtorben.

II.

Dieſes Büchlein gilt vor allem dem Dichter Adolf Frey. In knappen Proben ſoll und will es zeigen, daß er ein echter Meiſter war. Keiner wird Meiſter, der nichts gelernt, ja der nicht das Beſte gelernt, was ſeine Zeit und ihre großen Geiſter zu lehren hatten. Keiner aber auch darf wahrhaft Meiſter heißen, der Lehrling geblieben und nicht Herr ſeiner Kunſt geworden iſt.

Zum Verſtändnis Adolf Freys gehört aber vor allem die Einſicht in die Einheit ſeines geſamten Werkes. Er hat ſein Daſein zum Kunſtwerk geſtaltet. Um den Schmerz verfehlten Lebens hatte er darum nicht zu klagen. ‚Unausgelebt, von Sehnſucht heiß und matt‘ ſchien es ihm noch am Ende. Das ändert aber nichts an der Tatſache, daß er getan hat, was er konnte, und daß er vieles vermocht hat. Der wahrhafte Ton ſeiner jugendlichen Freiharſtbubenlieder, die verhaltene Kraft

späterer Dichtung war nicht Phraſe und nicht Poſe: tapfer iſt er geweſen und geblieben, und der Einklang ſeiner Lied- und Leidenskunſt war der letzte tiefe Eindruck, den ſein Leben ſeinen Freunden gemacht hat.

Dieſe Tapferkeit war ihm von Nöten. Er hat ſeine Kunſt dem Leben abringen müſſen, wie ſein Vater; aber deſſen Erfahrung half ihm den Irrweg meiden. Er war ein eigenartiger und bedeutender Mittel- und Hochſchullehrer. Gewiß pflegte er zuweilen ironiſch von dieſer Arbeit zu ſprechen, und ſeine höchſte und allerliebſte Pflicht iſt es wohl nicht geweſen. Anſchaulich zeichnet ihn Enderlin: „Das ganze Podium beanſpruchend, ging er während des Vortrages auf und nieder und kam mir vor wie ein gefangener edler Löwe, der ein wenig unwillig darüber iſt, ſich vor dem Publikum produzieren zu müſſen, und doch gelaſſen ſich in ſein Schickſal fügt.“ Er war Dichter, und auch ſeine Lehre wie ſeine Forſchung diente der künſtleriſchen Darſtellung weſentlicher Menſchen. Über ſeinen Unterricht kann freilich nur der mit Recht urteilen, der irgendwie ſein Schüler geweſen iſt. Aber auch wer das, wie ich, nie war, ſtellte die beſondere Wirkung des Lehrers Frey leicht feſt. Er brauchte nicht von unten herauf und nicht von außen über Dichter zu ſprechen; und weil er ſelber eine ſchöpferiſche Natur war, ſprach er erſt recht nicht von oben herab, ſondern von innen heraus. Es iſt ſchön, wenn einem Lehrer ſeine Schüler bezeugen, er habe ihnen die Geſchichte der lebendigen Werte geboten. Das nämlich iſt allein wahre Geſchichte, ſo wahr man das Leben nicht auf Friedhöfen kennen lernt. Er liebte das Wort,

weil es die Seele laut werden läßt. Ziegelphilologe iſt er nicht geweſen, aber Anfang und Ende war ihm das beſeelte Wort.

Namentlich früher pflegte er gern die Kritik, ehe ſein Amt den Erzieher zur Kritik aus ihm machte. Das Hallerbuch zeigte ſeine Art ſchon ſtark entwickelt. Er wandte aber ſpäter ſeine Kunſt des Urteils auch an Lebende und iſt den Schöpfungen ſeines Freundes von Kilchberg auch als Richter gefolgt. Die Objektivität, die er ſogar vor ſeinem Vater bewies, verleugnete ſich ebenſowenig als die Ehrerbietung gegenüber wahrem Verdienſte. Es iſt ja nicht ſchwer, irgendwelche Lieblinge zu Ur- und Vorbildern zu machen und dann mit dem Anſpruch unfehlbarer Wiſſenſchaft alles zu Boden zu ſchlagen, was dazu nicht ſtimmen will. Adolf Frey war weder eine Lineal-Kreatur, noch ein Zickzackmenſch: er kannte die Fülle der Kunſt wie des Lebens, und er urteilte weder als Schriftgelehrter noch als zitterndes Irrlicht. Er war gerecht, ſtreng, gewiſſenhaft und in allem, was er wirklich kannte, ein Richter hohen Ranges. Auch wo ihm die Männer, über die er ſprach, durch innere Verwandtſchaft oder durch naturhaften Gegenſatz faſt zu nahe ſtanden, befliß er ſich der Wahrheit und wahrte er die Würde. ‚Le vrai me plaît, le vrai seul est durable.‘ So gilt Conrad Ferdinand Meyers Wort über den beſonderen Anlaß hinaus: „Frey ſagt natürlich lieber etwas Angenehmes als das Gegenteil, aber ich habe ihn immer wahr gefunden.“

Der Künſtler verrät ſich auch in ſeinen Biographien; ja er hat ſie bewußt als Künſtler geſchrieben. Ein

Maler, sein Freund Ernst Würtenberger, bemerkt, wo er von Marées spricht: „Frey ruhte nicht, bis er das Bild einer Persönlichkeit umrissen hatte, und es ist vielleicht seine ganz besondere Gabe, das Wesentliche einer Persönlichkeit zu erkennen.“ Diese Gabe samt der andern, dieses Wesentliche auch zu gestalten, macht allein den schöpferischen Geist. Wer diesseits dieser Grenze bleibt, ist Kärrner und Knecht. Aber das Wesentliche jedes Menschen, den er schilderte, zog er nicht aus Begriffen und sog er nicht aus den Fingern, sondern er schaute es in der Wirklichkeit.

„An Keller bewahrheitete sich die alte, selten unstichhaltige Erfahrung, daß nur die Inhaber eines schöpferischen Vermögens die richtigen Verweser einer sichern und fruchtbaren Kritik sind.“ Diese Worte Freys über Keller haben sich auch an ihm selber erwahrt.

Adolf Frey hat nach seinen Büchern über Haller und über den Bündner Johann Gaudenz von Salis-Seewis Bildnisse von Keller, Meyer, Böcklin, Koller, Welti, Hodler geschaffen. Das sind sehr verschiedene Gestalten; verschiedenen Künsten und Richtungen gehören sie an. Alles aber sind Schweizer, alle hat er persönlich gekannt und erkannt. Er hatte nicht nur eine allgemeine Lebensanschauung, sondern vor allem eine genaue und besondere Anschauung des Lebens, das er nachformte. Er wußte, aus welchem Boden diese Männer gewachsen waren; er kannte ihre Zeit, ihre Kräfte und ihre Grenzen; er verstand auch von der Technik ihrer Kunst genug, um sie bei der Arbeit zu belauschen. Ohne dieses Vermögen gab es für ihn kein

Verständnis; darum lautete auch sein wärmstes Lob: „Ja, Sie sehen in eine Werkstatt.“ Nicht Mache war, was er damit meinte, sondern Gestaltung. Aber den Weg von der innern Anschauung zur wirklichen Vollendung, den Künstlerweg von der Idee zum Werk zu überspringen oder zu verträumen, hat er den Dilettanten überlassen.

So hat er sichs nicht leicht gemacht. Seinem Buche über Salis liegt seine sorgfältige Ausgabe in Kürschners Nationalliteratur zugrunde, die er zugleich mit der Hallers und Geßners besorgt hat. Die Einleitung zur faksimilierten Ausgabe von Kellers Frühlyrik, die zweibändige Sammlung der Meyerbriefe und die ebenfalls in zwei Bänden vorgelegten und erläuterten unvollendeten Prosadichtungen Meyers sind mühsame und entsagungsvolle Arbeiten. Auch seine schöne Würdigung Weltis ist aus der Sammlung seiner Briefe erwachsen. Frey pflegte nicht vom Dach, sondern vom Grund aus zu bauen. „Alles finden, dann neunzehn Zwanzigstel verwerfen: mit dem Rest es schaffen“, so warf er vor Jahren einmal hin. So verdichtete sich ihm die Wirklichkeit zur Wahrheit. So wurde aber auch dauerhaft, was er schrieb.

Seine Erinnerungen an Gottfried Keller sind in zwei Auflagen vor der Biographie Jakob Bächtolds erschienen, die zugleich die Briefe bekannt machten. Als aber Frey ganz kurz vor seinem Tode die dritte Auflage seines Büchleins auflegte, hatte er mit seiner Hilfe eine Angabe und sonst nichts zu berichtigen. Sein Bild stammte aus seinem Auge, aus seinem Hirn und Herzen. So bedurfte er der Bücher kaum. Auserwählte

charakteristische Einzelheiten und grundsätzliche Einsichten folgen sich; nichts ist Masse, alles ist Wahl.

So stellte Conrad Ferdinand Meyer das Buch sehr hoch. Es ist „treu, liebevoll, endgültig", wie die frühern über Haller und Salis; aber hier trat zu der innern Verwandtschaft die persönliche Berührung, die aus Verehrung erwachsene Freundschaft.

Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, die sich so selten begegneten, trafen sich noch lieber als an der Bahre Heinrich Leutholds auf dem Wege des jungen Adolf Frey. Und hat dieser Keller durch seine Erinnerungen ein Denkmal errichtet, so hat er das Gedächtnis Meyers durch die grundlegende Beschreibung seines Lebens und Schaffens geehrt.

Dieses Buch ist Freys bedeutendste wissenschaftliche Leistung: nicht ein Schlußprotokoll zahlloser Untersuchungen, vielmehr deren hoher Ausgangspunkt. Drei Jahre vor Meyers Tode wesentlich vollendet, ist es bald nach seinem Ende hervorgetreten, 1900 zum ersten, 1909 zum zweiten, 1919 zum dritten Male.

Das erste Buch, mit den Vorfahren anhebend, führt bis zu den verschlossenen Türen, die den Dichter von Werk und Welt trennen, das zweite von dem ersten namenlosen Büchlein, den zwanzig Balladen, bis an den Vorabend der hohen Zeit, das dritte zeigt den Dichter am eigenen Herd, malt sein Bild, schildert seine große Ernte, erzählt von den dunkeln Vorboten, von Dämmerung und Ende.

Des Dichters Wunsch ward durch dies reiche und schöne Buch erfüllt; was die Seinen beizutragen hatten und wünschten, kam ihm zugute, und vieles, was nach-

her als Ergänzung aufgetaucht ist, hatte Frey schon als unwesentlich verworfen. So ist auch dieses Werk in zwanzig Jahren kaum verändert worden. Auch hier steht das Bild des Dichters im Mittelpunkt, sein Werden ist mit fühlbarer Teilnahme, seine Reife mit edler Würde geschildert. Was den gleichmäßigen Strom der Erzählung hemmen würde, ist dem Anhang zugewiesen; die Briefe im Text hat Frey zur unmittelbaren Wirkung erforderlich gefunden.

Ohne Zweifel ist es möglich, des Dichters historischer Stellung und der Geschichte einzelner Stoffe genauer nachzugehen, die Werke der Frühe wie der Reife noch aus größerer Nähe werden zu sehen. Frey liebte es nicht, Bücher über Bücher zu schreiben; er wünschte jede Seite mit Tatsächlichem zu füllen und schrieb Meyers Leben, wie dieser selber solche Darstellungen liebte. Trog, dessen Meyerbüchlein dem Freys noch vorangegangen war, hat sehr fein vom Plutarchischen seiner Biographie gesprochen. Da und dort wird man freilich innere Tatsachen in noch höherem Maße für entscheidende Bestandteile eines solchen Werkes halten: die Art etwa, wie die erste Novelle aus der Durchdringung eines artistischen Werkes von Prosper Mérimée mit Meyers eigenstem Ethos entsteht. So hat auch die Forschung zuweilen, wo Frey Meyers Glauben an reine Erfindung gefolgt war, lang vergessene Erinnerungen als unbewußten Anstoß nachgewiesen. Frey lernte in solchen Fällen mit vorbildlicher Unbefangenheit; er glaubte nie, alles zu wissen, und er vergaß nicht, daß auch die andern nicht alles wußten. Ich habe nie einen wirklich soliden Kenner und Könner ge-

ſehen, der weniger den unfehlbaren Schulmeiſter ſpielte. Aller Dünkel reizte ſeinen Spott. Es war, als wollte er das Wort Solons umkehren: „Ich bleibe jung, indem ich immer lerne".

So wird künftige Forſchung zu ſeinem Bilde Conrad Ferdinand Meyers manche Einzelheit beitragen. Den künſtleriſchen Charakter wird kaum ein Nachfahr übertreffen, und der Grundlage, die Frey gelegt, wird keiner weder entraten können noch wollen.

In ſeinem letzten Jahrzehnt hat Frey auch einmal in den „Schweizer Dichtern" der Sammlung „Wiſſenſchaft und Bildung" das ganze Jahrtauſend der Dichtung ſeines Landes zu überſchauen verſucht. Er beginnt mit dem Walthariliede, das er neben den Oberon und neben Hermann und Dorothea rückt, und endet mit Arnold Ott, um nicht zu Spitteler und zu ſich ſelber als den lebenden Meiſtern fortzuſchreiten. Den großen Torſo Bächtolds zu vollenden, lehnte er ab, ſchon weil er nie die Hand an das Werk eines andern legte. Aber er ſchrieb auch anders Geſchichte. Die einzelnen Erſcheinungen ſind zwar leiſe verknüpft; doch entſcheidend iſt auch hier die Freude am perſönlichen Bildnis. Es iſt, als erhöbe ſich an hohem Tiſch eines feſtlichen Saales einer aus dem Kreiſe und ſtellte dem Volke ſeine Ahnen und Freunde vor; Bild erſteht neben Bild, und die ganze Schar, eigen und doch verbunden, bildet unſre lebendige Geſchichte des Geiſtes.

Einmal iſt Adolf Frey über die Grenze der ſo geliebten und vertrauten Heimat hinausgeſchritten, als er ſeinen Stoff wählte: er offenbarte die Kunſtform des Leſſingſchen Laokoon. Leſſing hatte ſie ſicher nicht

unter dem Schein der Zufälligkeit verſteckt, damit ſie unentdeckt bleibe; aber er hatte ſeine Leſer überſchätzt, die ſolches Spiel nicht lieben. Frey baute ihm ſein Buch nach; eigene Verſuche, wiſſenſchaftlichen Stoff künſtleriſch zu formen, hatten ihn Leſſings Verfahren erkennen laſſen. Er hoffte, man werde dieſen perſönlichen Anſtoß merken; aber wenige ſahen auch nur, daß Frey, der Leſſing erläuterte, Leſſing zugleich nachbildete.

Dieſer ſeltene Forſcher fragt ja nicht nur, was da geſagt werde, ſondern wie es geformt ſei. Freilich fällt ihm auch nicht ein, das Wie an Stelle des Was zu ſetzen, aus nichts ſein Haus zu bauen. Nach der Güte des Stoffes erkundigte er ſich ſogar mit dringender Beharrlichkeit; und keine Wahrheit wiederholte er ſo oft wie die, daß niemand in ſeinem Stoff mehr finden könne, als in ihm ſtecke. Daß aber Stoff als ſolcher nicht Kunſt ſei, auch daß aus Nichts nichts werde, war ihm noch ſelbſtverſtändlich.

Was Frey bei der Einweihung des Zürcher Kunſthauſes ſeinen Prolog von Keller ſagen ließ, gilt auch von ihm: Sein Herz blieb immer bei den Malern zünftig. Er bekennt, ernſtlich habe er ſelbſt einmal daran gedacht, Maler zu werden. Die Irrfahrt des Grünen Heinrich iſt ihm freilich erſpart geblieben; ſein Lebensweg, der ſichtbare jedenfalls, lief geradeaus. Aber die Technik der Nachbarkunſt zu erforſchen, ein ſchöpferiſches Vermögen um das andere zu verſtehen, bedeutete für ihn keine Allotria. Denn eines wirkt und lebt im anderen, und die Grenzen werden ſo ſamt der letzten Einheit offenbar.

Das Buch über Böcklin ist kurz nach dem Meyerwerke, 1903, hervorgetreten. Von des Künstlers Zürcherjahren, 1885—1892, geht er aus, zurück- und weiterschreitend, bis er das Wesentliche des Lebens überschaut. Auf das Bild kommt es auch hier an: ruhig steht es da; wie lang und weit der Bildner hat nach den Zügen forschen müssen, Zug um Zug erfragend, prüfend, einfügend, spürt niemand mehr. Jeder Glocke ging er nach, dann ließ er den Chor ineinander rauschen und verließ sich darauf, jeder werde aus dem Festgeläute seine Weise wieder hören. Übrigens steht der einzelne, so eigen er gesehen und hingestellt ist, nicht allein; Form sehen, heißt Gehalt und Grenze zugleich bestimmen, und was einer nicht kann, hat er vielleicht nicht gewollt, vielleicht aber auch blos nicht vermocht. Freys Urteil ist unabhängig bis zur scharfen Herbheit; ja er spricht Böcklin im letzten Grunde die Größe ab.

Auch dem Zürcher Tiermaler Rudolf Koller, Böcklins Jugendgefährten, hat Adolf Frey nicht allein die Totenrede gehalten, sondern ein lebendiges Denkmal errichtet. Er kannte ihn; auch seine Briefe verrieten viel. Aber Frey ließ sich durch seine sorgfältigen Vorarbeiten doch bis Paris führen: durch den Vergleich mit Troyon wurde ihm Kollers Kunst erst vollkommen klar.

Albert Welti war für Frey der echte, ja der einzig wirkliche Schüler Böcklins. Frey liebte ihn, und sein Schicksal mochte ihn an das seine erinnern, „weil er als verwandter Geist die dämonischen Mächte des Meisters — für ihn waren es gar zwei — tiefer empfand

als ein anderer und dennoch seine Freiheit bewahrte". In zwei Bänden hat Adolf Frey des poesievollen Graphikers Briefe gesammelt; die Einleitung ist ein wahres Bildnis des Menschen und Künstlers geworden. Wieder bedarf er der Kontrastfigur; diesmal findet er sie in Albrecht Altorfer, dem Meister der deutschen Renaissance. Denn sein Blick reichte über die eigene und die letzte Generation weit genug hinaus, um die verwandten Gestalten da zu suchen, wo sie zu finden waren.

Vor wenigen Wochen endlich ist das Hodlerbüchlein erschienen: auch dies eine tiefdringende, selbständige, kritische Würdigung des großen Berners. Auch mit Hodler war Frey durch so wesentliche Züge verbunden, daß er ihn in sich aufnehmen konnte; auch er war ihm wieder fern genug, um ihm als andere Natur, als geschlossene Gestalt zu erscheinen.

So zeichnete Adolf Frey das Bild der Bildner ebenso gern, wie die Bildner sein Bild malten. Mit vollkommener Unbefangenheit stand er auch hier allem Wandel der Mode gegenüber, geprägter Form allein zugewandt, die lebend sich entwickelt.

Dieser Reichtum ist schon erstaunlich. Meyer beneidete Keller um Muße und Muse, als dieser seiner Bürde ledig war: dabei war er immer frei, wie Spitteler doch seit seinem siebenundvierzigsten Jahre. Adolf Frey hat bis zuletzt schwer gearbeitet. Aber auch von ihm gilt die Antwort des Forschers an den Tod:

> Die Müh war schwer, doch meine Wonne rein,
> Und was ich schuf, wird lange noch gedeihn.

Das ist aber erst die Grenze, die Adolf Freys besondere Kunst umschließt. Der Dichter hat ihn zum Deuter gemacht. Es ist wohl schön und notwendig, Geschichte zu sehen, schöner aber und notwendiger, Geschichte zu sein.

Dringen wir von den Marken allmählich ins Innerste vor.

Adolf Frey hat, der Kunst seines Vaters und seiner großen Freunde folgend, als Dichter Geschichte erzählt. Die Waise von Holligen, der historische Roman Jakob Freys, spielte auf dem Hintergrund des untergehenden alten Bern. Adolf Frey, der Aargauer, hat den Roman der stadtbernischen Aristokratie des 17. Jahrhunderts und den Zürcher Roman der liberalen Regeneration geschrieben: zugleich das Schicksal des männlichen Weibes und des weiblichen Mannes.

Beide Helden sind zwar nicht erfunden, aber erst durch den Dichter eigentlich poetische Gestalten geworden.

Wer war die „Jungfer von Wattenwil"? Lassen wir sie uns durch die „Biographische Litteratur" Ludwig Lauterburgs im Berner Taschenbuch von 1853 vorstellen. Da steht sie, unmittelbar vor dem abenteuerlichen Don Jean oder Abbé Jean de Watteville: „Catharina Franziska von Wattenwyl, 1645—17.., bestand schon im siebzehnten Jahre mit einer französischen Dame ein Duell, welche nachher ihre innige Freundin wurde, und umgab sich in Bern mit einem förmlichen Hofstaat jüngerer Männer; sie heiratete

auf Veranstaltung der nächsten Verwandten in erster Ehe den an der Kirche zum Heiligen Geist angestellten Pfarrer Clerc, der 1681 an der Pest starb, in zweiter Ehe den Neuenburger Perregaux, Gerichtsschreiber zu Valangin. Sie machte sich durch ihren aus großen und gemeinen Eigenschaften zusammengesetzten abenteuerlichen Charakter bekannt, der sie 1680 in staatsgefährliche Intrigen in Verbindung mit dem französischen Gesandten verwickelte, die mit einem Staatsprozeß endigten, welcher dieselbe in hartes Gefängnis brachte; ohne dringendes Verwenden ihrer Verwandten hätte sie mit dem Leben ihre Schuld büßen müssen; schon war das Schafott errichtet gewesen. Sie verlebte den Rest ihrer Tage, ein Opfer ihrer Eitelkeit und eines eingezügelten Ehrgeizes, in ziemlich zerrüttetem Gesundheitszustand im Neuenburgischen. Es war eine der merkwürdigsten Bernerinnen, die je gelebt haben."

Offenbar ist Adolf Frey von dem Außerordentlichen dieser Erscheinung lebhaft angezogen worden; und offenbar hat er ihre großen Eigenschaften für die wesentlichen gehalten und die gemeinen gestrichen, auch ihr Unrecht aus verständlichen, ja sogar edlen Gründen abgeleitet. Die Heirat der bildschönen Altlandvogtstochter mit dem geliebten Viktor von Diesbach wird von den gnädigen Herren aus Gründen konfessioneller Staatsräson verboten (ein Zweig der Diesbach blieb katholisch und lebt bis heute in Freiburg), ihre Verwandten geben sie dem Landpfarrer Schilpin, weil Katharina durch sie ihr Vermögen verloren. Den Tod in der Seele, folgt sie dem ungeliebten Manne. Daß er ihrer nicht unwert ist, zeigt sein Tod im Dienste

ſeines geiſtlichen Amtes. Sein und ihr Sohn iſt als Aargauer, Untertan des alten Bern, von ehrenvoller Laufbahn in der Heimat ausgeſchloſſen; ihm zuliebe unternimmt ſie die gefährlichen Schritte bei fremden Diplomaten, die ſie an den Rand des ehrloſen Grabes bringen: und auch dort zieht ſie den Tod unwürdigem Leben vor. Leiblich gebrochen, ſeeliſch überlegen ſteht ſie am Ende da. Ihres Sohnes Glück hat ſie doch geſchaffen. Es hat ſich doch erfüllt, was der Hugenottenzug am Tag ihrer ſchrecklichen Folterung am Käfigturm vorbeiziehend geſungen:

Mais moy, en la grand' bonté mainte,
Laquelle m'a faict savourer,
Iray encores t'adorer
En ton temple, en ta maison saincte
Dessoulz la craincte.

Dieſer Charakter, die Veredlung ſeines Schickſals ſamt dem Ausgang iſt die Erfindung Freys.

Weſentlich andrer Art iſt der Held des Zürcher Romans, Bernhard Hirzel, eine ſtarkbegabte, doch haltloſe Natur, die der Sturm der revolutionären dreißiger und vierziger Jahre erſt hochhob, dann in den Abgrund trieb. Hirzel war in Berlin Bopps Schüler geweſen und hatte in Paris ſeine orientaliſtiſchen Studien fortgeſetzt; 26jährig gab er 1833 eine metriſche Überſetzung der Sakuntala heraus. Darauf begann er an der neuen Zürcher Hochſchule Sanskrit zu dozieren; ſelbſt Sauppe und Ettmüller hörten ihn. Aber ſeine akademiſchen Hoffnungen erfüllten ſich nicht, in ſeinem Hauſe wuchs Unglück. Er ging als Pfarrer nach Pfäffikon und lebte weiter ſeinen Studien. Da erhob ſich

1839 der Sturm des Zürchervolkes gegen die Berufung von David Friedrich Strauß an die theologische Fakultät. Hirzel löste durch das Geläut der Pfäffiker Glokken die Bewegung aus, die psalmensingend nach Zürich strömte und den Sturz des liberalen Regimentes verursachte. Für den siegreichen Führer war dieser Tag der Anfang des Unterganges. Mochte er das Hohe Lied übersetzen und selbst ein hebräisches Gedicht über den Straußenputsch als der „Hämmerer" ausgehen lassen, sich auch der Germanistik zuwenden: der Radikalismus, der 1844 wieder siegreich wurde, verfolgte ihn mit glühendem Hasse; seine ungeordnete Lebensführung gab vielfachen Anstoß, und 1845 mußte Hirzel sein Pfarramt aufgeben. Aber weder als Dozent, noch als Rechtsratgeber vermochte er sich in seiner Vaterstadt zu halten. Auch sein Freund, der konservative Regierungsmann und spätere Münchner und Heidelberger Staatsrechtslehrer Bluntschli, konnte ihn nicht retten. Schon im folgenden Jahre floh er wegen Wechselfälschung aus dem Lande; im Juni 1847 hat er sich, von einem unwürdigen Weibe gefolgt, das sein Haus verwüstet, in Paris vergiftet. Trotz diesem elenden Ende urteilt selbst Meyer von Knonau: „Entschieden war er ein hervorragendes Talent und dazu angetan, eine wissenschaftliche Größe zu werden, hätte ihn das Schicksal nicht zerdrückt."

Diesen Mann macht Adolf Frey zum typischen Dilettanten des Lebens, zu seinem eigenen Gegenbild. Er folgt hier der Wirklichkeit mehr deutend als umdeutend; doch hat Bluntschli unter dem stilisierten Gegensatze zu Hirzel gelitten, und umgekehrt ist aus dem

unwürdigen Weibe, das dessen wüsten Ausgang mitverschuldet, Maria Welti, eine rührende Gestalt geworden: selbst hier konnte es der Dichter nicht lassen, ein süßes Frauenbild zu erfinden, wo die bittere Erde das Gegenteil getragen. ‚Poeta loquitur', meinte er.

Die Haltung beider Romane ist einheitlich und geschlossen. Weder die Jungfrau von Wattenwil noch Bernhard Hirzel sind unpsychologisch, aber sie psychologisieren nicht. Der Gegensatz zur Mode war ihm bewußt: er steigerte nur seinen Künstlerwillen. Der Dichter stellt dar, Gestalten tragen die Bewegung, die Gebärde ist Ausdruck, nicht Maske. Sie sagen nicht, was sie tun oder möchten; sie handeln, wie sie müssen. Der Kenner Lessings bewährt sich. Tatsächliches füllt auch hier die Seiten, wo die Biographie ganz Poesie geworden ist; den Ernst des Forschers hat auch hier keine Mühe gebleicht, keine Menschenfurcht und Menschenkenntnis gehemmt. Die Anschaulichkeit und Fülle der Gestalten und der Welt, in der sie handeln, ist groß; die Sprachkunst ungewöhnlich stark, die Kontrapunktik der Menschen und Schicksale ganz bedeutend. Aus den ersten Bewegungen der Personen läßt der Dichter ihr Schicksal ahnen. Was fehlt, ist der leichte Strom, und der einzige Fehler ist das Übermaß der Vorzüge. Meyers Bedenken wegen der „Fülle" ist dermaßen kompensiert, daß wir zuweilen statt des Flammenübermaßes lieber im farbigen Abglanz das Leben haben möchten.

Auch auf dramatischem Gebiete hat sich Adolf Frey versucht. Seine Tragödie „Ernst Winkelried" litt darunter, daß der Stoff nicht eigentlich tragisch ist. Der

1839 der Sturm des Zürchervolkes gegen die Berufung von David Friedrich Strauß an die theologische Fakultät. Hirzel löste durch das Geläut der Pfäffiker Glokken die Bewegung aus, die psalmensingend nach Zürich strömte und den Sturz des liberalen Regimentes verursachte. Für den siegreichen Führer war dieser Tag der Anfang des Unterganges. Mochte er das Hohe Lied übersetzen und selbst ein hebräisches Gedicht über den Straußenputsch als der „Hämmerer" ausgehen lassen, sich auch der Germanistik zuwenden: der Radikalismus, der 1844 wieder siegreich wurde, verfolgte ihn mit glühendem Hasse; seine ungeordnete Lebensführung gab vielfachen Anstoß, und 1845 mußte Hirzel sein Pfarramt aufgeben. Aber weder als Dozent, noch als Rechtsratgeber vermochte er sich in seiner Vaterstadt zu halten. Auch sein Freund, der konservative Regierungsmann und spätere Münchner und Heidelberger Staatsrechtslehrer Bluntschli, konnte ihn nicht retten. Schon im folgenden Jahre floh er wegen Wechselfälschung aus dem Lande; im Juni 1847 hat er sich, von einem unwürdigen Weibe gefolgt, das sein Haus verwüstet, in Paris vergiftet. Trotz diesem elenden Ende urteilt selbst Meyer von Knonau: „Entschieden war er ein hervorragendes Talent und dazu angetan, eine wissenschaftliche Größe zu werden, hätte ihn das Schicksal nicht zerdrückt."

Diesen Mann macht Adolf Frey zum typischen Dilettanten des Lebens, zu seinem eigenen Gegenbild. Er folgt hier der Wirklichkeit mehr deutend als umdeutend; doch hat Bluntschli unter dem stilisierten Gegensatze zu Hirzel gelitten, und umgekehrt ist aus dem

unwürdigen Weibe, das dessen wüsten Ausgang mitverschuldet, Maria Welti, eine rührende Gestalt geworden: selbst hier konnte es der Dichter nicht lassen, ein süßes Frauenbild zu erfinden, wo die bittere Erde das Gegenteil getragen. ‚Poeta loquitur', meinte er.

Die Haltung beider Romane ist einheitlich und geschlossen. Weder die Jungfrau von Wattenwil noch Bernhard Hirzel sind unpsychologisch, aber sie psychologisieren nicht. Der Gegensatz zur Mode war ihm bewußt: er steigerte nur seinen Künstlerwillen. Der Dichter stellt dar, Gestalten tragen die Bewegung, die Gebärde ist Ausdruck, nicht Maske. Sie sagen nicht, was sie tun oder möchten; sie handeln, wie sie müssen. Der Kenner Lessings bewährt sich. Tatsächliches füllt auch hier die Seiten, wo die Biographie ganz Poesie geworden ist; den Ernst des Forschers hat auch hier keine Mühe gebleicht, keine Menschenfurcht und Menschenkenntnis gehemmt. Die Anschaulichkeit und Fülle der Gestalten und der Welt, in der sie handeln, ist groß; die Sprachkunst ungewöhnlich stark, die Kontrapunktik der Menschen und Schicksale ganz bedeutend. Aus den ersten Bewegungen der Personen läßt der Dichter ihr Schicksal ahnen. Was fehlt, ist der leichte Strom, und der einzige Fehler ist das Übermaß der Vorzüge. Meyers Bedenken wegen der „Fülle" ist dermaßen kompensiert, daß wir zuweilen statt des Flammenübermaßes lieber im farbigen Abglanz das Leben haben möchten.

Auch auf dramatischem Gebiete hat sich Adolf Frey versucht. Seine Tragödie „Erni Winkelried" litt darunter, daß der Stoff nicht eigentlich tragisch ist. Der

Dichter ſelber hat ihn ſpäter zur Kantate umgeformt, Winkelrieds Heimfahrt genannt; denn nach der heute noch in Nidwalden lebenden Sage ſtarb der Held erſt auf der Fahrt nach Hauſe, bei der Ackerbrücke zu Stans. Bildhaft und lieddurchdrungen ſind auch die Feſtſpiele für die Bundesfeier in Schwyz (1891), 1912 in vierter, vermehrter Auflage erſchienen, das Zürcher Feſtſpiel von 1901 und die Kantate zur Einweihung der neuen Zürcher Hochſchule. Die Aufführung der erſten haben widrige Umſtände verhindert; die Hochſchulkantate hat, von Hegar vertont, einem Ehrentag die Weihe gegeben.

Andern wird die Dichtung zur Gelegenheit, Frey wird noch die Gelegenheit zur Dichtung. Er weiß über die Fakultäten nicht bloß zu ſpotten wie Mephiſtopheles; er weiß, was dieſe Geiſter im Innerſten zuſammenhält. Die akademiſche Arbeit, nicht berufen, den Geiſt des Volkes zu vergiften, ſondern zu klären und zu befreien, wird hier geprieſen:

„In ſtillen Sälen ſtehn Altäre,
Auf ihnen leuchten ſtille Flammen,
Vom Dunſt des Tages nicht getrübt,
Vom wilden Hauch der Zeiten nicht gebogen.
Und wenn die Kraft der Hüter bricht,
Die Flammen ſteigen über Grüften
Und Aſchenkrügen ſtill und ſtät
Der Heimſtatt ewigen Lichts entgegen,
Von unverſiegter Glut genährt."

Die Jungen aber geloben ſich ewige Jugend:

„Und dräuen Dämonen
Und Nöte der Welt,
Uns ſchimmert das Kleinod,

Das die Seele erhellt:
Wir fahren mit Geistern,
Wir dienen dem Geist,
Der aus Dornen und Drangsal
Zu den Sternen uns reißt."

Adolf Frey ist im tiefsten Lyriker.

Von Haller bis Meyer ist die Lyrik der deutschen Schweiz in ihm unmittelbar lebendig. Gelegentlich klingen frühere Weisen an: ein altes Petruslied, Dietmar von Aist, Halbsuter. Bezeichnend ist es schon, wie ihm Hallers gedrungene Kraft so wenig fremd ist als die sanfte Sehnsucht von Salis.

Aber auch die mundartliche Dichtung, die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts bei uns zur bewußt gesonderten Poesie geworden, hat Frey nicht nur verstanden; er hat das Volkslied nicht allein bei Ludwig Tobler in Zürich und bei Hildebrand in Leipzig von Kennern würdigen hören; es war ihm in Wort und Weise von früh auf vertraut gewesen. Mit und vor Meinrad Lienert hat er gerade das mundartliche Lied zur vollen künstlerischen Höhe gebracht: Lienerts Überschrift „Dur d'Stuude us" ist ein Vers in Freys Büchlein „Duß und underm Rafe", draußen und unterm breiten Hausdach des Bauernhofs zu singen.

Heute ist diese Dialektdichtung fast allzusehr ins Kraut geschossen; zuweilen gilt auch schon gar der Dialekt selber als Dichtung. Vor dreißig Jahren war Freys Büchlein ein Wagnis. Man hatte Hebel, den gar Goethe gepriesen, man hatte Usteri, Kuhn, Wyß, Romang, ja die Lieder von Jakob Burckhardt. Aber Gottfried Keller wollte von solcher Kunst nichts wissen;

Leutholds Heft, das er dafür bestimmt, blieb leer, Spitteler wollte die Mundart nicht einmal mehr sprechen, und Conrad Ferdinand Meyer war angesichts des Büchleins verblüfft. Schließlich meinte er, es wäre im Grunde wohl möglich, daß diese ‚Liedli' in ihrer Art ganz vorzüglich seien. Ja, das ist nicht nur im Grunde möglich, sondern es ist wirklich so. Auch Storm wußte wohl, warum er unter seinen Liedern ein plattdeutsches stehen hat: Oever de stillen Straten. Adolf Frey überschreitet die engen Grenzen dieser intimen Kunst nirgends, er will sie nicht einmal ganz erschöpfen; er gibt nur, was so in seiner eigentlichsten Muttersprache, an Urlauten aus dem Herzen quillt, und beschränkt sich auf das Einzellied. Aber könnte man das übersetzen, könnte man es anders sagen:

„Übers Johr, wenns Fäld
Wider Blueme treit,
Bin i wit und furt
In dr Ebigkeit.

Gang nid uf mis Grab,
Chum nid zu mim Steil
Mach dr 's Härz nid schwer —
Glaub mer's: I bi hei."

Aber vor und nach diesen heimischen Lauten hat Adolf Frey eine reiche, kunstvolle, eigenartige hochdeutsche Lyrik gepflegt. 1886 erschienen die Gedichte zum erstenmal bei Haessel, 148 an der Zahl. Der Totentanz, der hier erst drei Stücke zählte, erschien 1895 als besonderes Buch. 1908 trat die stark vermehrte zweite Auflage hervor, die den ganzen Totentanz enthielt; 1913 folgten die Neuen Gedichte, 1916

die Blumen-Ritornelle, 1920, nach des Dichters Tode, die Letzten Gedichte, Stundenschläge genannt.

Gottfried Keller hat eine festliche Tat in dem ersten Buche des Dreißigjährigen gesehen, Karl Stauffer hat es gerühmt, Conrad Ferdinand Meyer fand mannigfaltigen Klang und Farbe darin, „vom eisernen Tritt bis zur größten Anmut, von der Böcklinschen Landschaft bis zur Holländerei." Wahrheit vorerst, dann Glanz und Stärke fand in Adolf Freys Gedichten der Mann, der uns selber das bisher vollendetste und reichste lyrische Kunstwerk geschenkt.

Conrad Ferdinand Meyer selber meinte, Frey habe eher an Keller als an ihn angeknüpft („oder nicht?" fragt er ganz meyersch). Zugleich erkennt er in ihm die Verwandtschaft mit sich, und endlich findet er es ‚merkwürdig, wie tief Adolf in Volk und Volkslied wurzelt.' In der Tat haben diese Elemente, vordem nirgends verbunden, den originellen Komplex der Freyschen Kunst ergeben, die der wahre Ausdruck einer tiefen Seele war. Ist sie darum nicht sein eigen, weil er gelernt hat, was Keller und Meyer zu lehren hatten? Hatten Keller und Meyer etwa nichts gelernt?

Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen.

Goethe, der lächelnd darauf hinwies, daß nicht die Elemente, sondern der Komplex originell sei, sprach auch einmal das Rätselwort, die höchste Lyrik sei entschieden historisch. Das sagte der Größte, dessen Lyrik zugleich höchst persönlich war.

Unter dem absurden Aberglauben, wer etwas gelernt habe, sei kein eigener Künstler mehr, hat die Kunst Adolf Freys schwer gelitten. Sie ist von fast

allen zeitgenössischen Geschichtsschreibern übersehen, verschwiegen oder mißdeutet worden. Neid, Vorurteil und Trägheit des Geistes haben an diesem unrühmlichen Tatbestand keinen geringen Anteil.

Wäre Frey hinter der Beherrschung der Ausdrucksmittel zurückgeblieben, so wäre er ebenso sicher darum befehdet worden. Böcklin aber hätte mit Recht seinen Spruch gerufen: ‚Nichts können ist noch keine neue Richtung.'

Gewiß: Wer die Waise von Holligen von Jakob Frey mit der Jungfrau von Wattenwil von Adolf Frey vergleicht, wird kaum übersehen, daß inzwischen Conrad Ferdinand Meyer gelebt und den Jürg Jenatsch geschrieben hat. Wäre es besser, wenn man es nicht merkte?

Und wer die Gedichte Adolf Freys mit denen der Aargauer der vordern Generation, mit Tanner, Dössekel, Augustin Keller vergleicht, wird ebenfalls fühlen, daß inzwischen die Macht und die Feinheit des möglichen Ausdrucks gewachsen waren, daß Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer aus der Lyrik der deutschen Schweiz etwas anderes gemacht hatten, als sie vorher war. Sollte Adolf Frey, um sich selber treu zu sein, all das verschmähen und weiter dichten wie Tanner und Dössekel?

In keiner andern Kunst ist eine solche Barbarei des Urteils möglich. Aber die Dichtung spielt auf einer Geige, an der auch zupft und auf der auch klimpert, wer nicht Dichter ist. Da genügt die Expression. Und da geht der Unterschied zwischen Schrei und Klang allmählich verloren.

„Das Neue! nur das Neue! tönt ihr Heerruf
Und unbeſehn im Handkehrum zu würgen,
Was ein Jahrhundert glaubte, weil erprobte,
Deucht ſie ein kräftig und erſprießlich Tun.
Kurzum, in unſern Tagen, da Gott Geiſt
Walſtätten zählt von Pol zu Pol, ſo zahlreich
Wie keine Zeit zuvor, und Jüngerheere
Sich ſtürmiſch unter ſeine Fahnen drängen,
Gebart ſich ſeines Ingeſindes Mehrteil,
Daß ich mich ſeufzend zu den Toten wende,
Die erſt den Gott und dann erſt ſich geſucht."

Adolf Frey gehört der Reihe der poetiſchen Realiſten an. ‚Sie haben die Kontinuität,' ſagte Meyer. Seine Abſtammung, ſein alemanniſcher Charakter, ſein ganzes Schweizertum, ſeine Überzeugungen, ſeine Fähigkeiten beſtimmten ihn dazu, und zwei der größten Meiſter dieſer Art waren ſeine ältern Freunde.

Freilich hat ſich in Gottfried Keller ein widerſpruchsvolleres Erbe gefunden und klären müſſen; klaſſiſche, romantiſche und naturaliſtiſche Kräfte rangen in ihm, ehe er zu ſich ſelber kam: Goethe und Jean Paul, Heine und Platen, Hoffmann und Gotthelf. Beim Lyriker Adolf Frey iſt die Entwicklung einfacher und ruhiger. Er ſchreibt weder Oden noch Sonette noch Ghaſelen, ein einziges Mal eine Elegie in Diſtichen. Die Romantik hat ihm nichts zu ſagen: er empfindet ſie als bodenlos und als unwahr, darum auch als unkünſtleriſch. Die Grundeinſicht des praktiſchen Realismus war gewonnen, als er kam. Er hat ſie nicht verleugnet, ſondern verteidigt und verwertet. „Le vrai me plaît, le vrai seul est durable."

Darum war Adolf Frey auch den Wandlungen der

poetiſchen wie der maleriſchen Mode gegenüber vollkommen gleichgültig. Weder Ibſen, noch die Ruſſen, noch Strindberg, noch Nietzſche machten ihm Eindruck. Nicht den Sturm der Prärien, nicht die Kunſt der Inder, Indianer und Japaner wünſchte er nachzuahmen. Wozu auch? Die Macht der Berge und der Blütenhauch des Tals lebt in ſeinen Geſichten und Gedichten. Er ſah die Jahre, in denen ein deutſcher Verleger, maſſiver Führer deutſcher Kultur, von keiner Lyrik mehr hören wollte, die nicht den Spuren Walt Whitmans folgte. Er lächelte und ging ſeines Wegs.

Er nahm in ſich auf und bildete in ſich fort, was ſich mit dem Atem ſeiner Seele vertrug. Er war nicht nicht mehr und nicht weniger als Adolf Frey. Er wußte: es iſt ſelbſtändige Kraft, die Kräfte der Geſchichte in ſich zu erhalten und zu verbinden; es iſt Schwäche, ihnen auszuweichen, um ihnen nicht zu verfallen.

Ob dieſe Haltung modern ſcheine, kümmerte ihn wenig: wie vieles hatte er heute modern und morgen modernd geſehen!

So ſieht und zeichnet er unerſättlich, unerbittlich die Schönheit und das Grauen der Welt, das Schickſal, die blühenden Wünſche, den jähen Tod der Menſchen, ihre Angſt und ihren Mut. Um ihres Mutes willen liebt er auch die Ahnen, und ermannend rühren ſie ſeine Hand.

Nirgends wird gepoltert, nirgends geprahlt. Aber nichts wird vergeſſen und verleugnet, was uns im Erbe unſrer Jahrhunderte gegeben iſt.

So zeigen Land und Volk auch merkwürdig ähnliche Züge, nicht eben naiv wie in den Alpen Hallers, herber auch als bei Conrad Ferdinand Meyer, der bei hohen Bergen und hohen Zeiten sichernder Distanz bedarf. Aber der Männer Wesen und Werk ist mit dem Licht der Matten, mit der Felsennacht in eins gewoben.

Des Dichters Blick ist freilich auch hinausgewandert; er hat in griechischer Sage und römischer Geschichte, im deutschen Mittelalter gepirscht und auch die Zeitgeschichte nicht gescheut. Die Kraft ist auch da seine Freude, erscheine sie in der Weisheit Solons, im Opferwillen Savonarolas, in der restlosen Tatkraft Friedrichs des Großen: nirgends aber wird die Macht um der Macht willen angebetet. Geist und Güte, Mut und Frauenhuld sind seine Götter.

Die Lyrik Adolf Freys hat ein Doppelantlitz. Er hat einerseits die ausgesprochene Augenlyrik Kellers und Meyers in seinen Bildern und Gesichten, auch in seinen Balladen fortgesetzt, ihre optische Technik, ihren gedrängten, eigentümlichen, zuweilen archaischen Ausdruck oft sogar übersteigert. Man sieht Frey hier ganz in der Linie der Malerdichter, die von Niklaus Manuel und Salomon Geßner bis zu Gottfried Keller und Gustav Gamper führt. Was an Schärfe der Beobachtung, an Augentrost, Lichtglanz und Farbenwonne durch diese Kunst in unsre Lyrik gekommen ist, wird niemand leugnen, der sie kennt. Auch Spitteler gehört als Lyriker fast vollkommen dieser Richtung an.

Diese Pflege der Augenlyrik hat freilich zu einer Ausschließlichkeit und zuweilen zu einer Ausdörrung des

poetischen wie der malerischen Mode gegenüber vollkommen gleichgültig. Weder Ibsen, noch die Russen, noch Strindberg, noch Nietzsche machten ihm Eindruck. Nicht den Sturm der Prärien, nicht die Kunst der Inder, Indianer und Japaner wünschte er nachzuahmen. Wozu auch? Die Macht der Berge und der Blütenhauch des Tals lebt in seinen Gesichten und Gedichten. Er sah die Jahre, in denen ein deutscher Verleger, massiver Führer deutscher Kultur, von keiner Lyrik mehr hören wollte, die nicht den Spuren Walt Whitmans folgte. Er lächelte und ging seines Wegs.

Er nahm in sich auf und bildete in sich fort, was sich mit dem Atem seiner Seele vertrug. Er war nicht nicht mehr und nicht weniger als Adolf Frey. Er wußte: es ist selbständige Kraft, die Kräfte der Geschichte in sich zu erhalten und zu verbinden; es ist Schwäche, ihnen auszuweichen, um ihnen nicht zu verfallen.

Ob diese Haltung modern scheine, kümmerte ihn wenig: wie vieles hatte er heute modern und morgen modernd gesehen!

So sieht und zeichnet er unersättlich, unerbittlich die Schönheit und das Grauen der Welt, das Schicksal, die blühenden Wünsche, den jähen Tod der Menschen, ihre Angst und ihren Mut. Um ihres Mutes willen liebt er auch die Ahnen, und ermannend rühren sie seine Hand.

Nirgends wird gepoltert, nirgends geprahlt. Aber nichts wird vergessen und verleugnet, was uns im Erbe unsrer Jahrhunderte gegeben ist.

So zeigen Land und Volk auch merkwürdig ähnliche Züge, nicht eben naiv wie in den Alpen Hallers, herber auch als bei Conrad Ferdinand Meyer, der bei hohen Bergen und hohen Zeiten sichernder Distanz bedarf. Aber der Männer Wesen und Werk ist mit dem Licht der Matten, mit der Felsennacht in eins gewoben.

Des Dichters Blick ist freilich auch hinausgewandert; er hat in griechischer Sage und römischer Geschichte, im deutschen Mittelalter gepirscht und auch die Zeitgeschichte nicht gescheut. Die Kraft ist auch da seine Freude, erscheine sie in der Weisheit Solons, im Opferwillen Savonarolas, in der restlosen Tatkraft Friedrichs des Großen: nirgends aber wird die Macht um der Macht willen angebetet. Geist und Güte, Mut und Frauenhuld sind seine Götter.

Die Lyrik Adolf Freys hat ein Doppelantlitz. Er hat einerseits die ausgesprochene Augenlyrik Kellers und Meyers in seinen Bildern und Gesichten, auch in seinen Balladen fortgesetzt, ihre optische Technik, ihren gedrängten, eigentümlichen, zuweilen archaischen Ausdruck oft sogar übersteigert. Man sieht Frey hier ganz in der Linie der Malerdichter, die von Niklaus Manuel und Salomon Geßner bis zu Gottfried Keller und Gustav Gamper führt. Was an Schärfe der Beobachtung, an Augentrost, Lichtglanz und Farbenwonne durch diese Kunst in unsre Lyrik gekommen ist, wird niemand leugnen, der sie kennt. Auch Spitteler gehört als Lyriker fast vollkommen dieser Richtung an.

Diese Pflege der Augenlyrik hat freilich zu einer Ausschließlichkeit und zuweilen zu einer Ausdörrung des

Verses geführt, der an seinen Ursprung aus dem Geiste der Musik kaum mehr eine blasse Erinnerung bewahrt. Nur das mundartliche Lied mahnt daran, daß die Schweiz die an Volksgesang reichste Landschaft ihrer Zunge war. Leuthold hatte die Lyrik des Ohres, das Lied wieder wachgerufen: leider hat das Unheil seines verfehlten Lebens, aber auch das stumpfe Gehör seiner Richter dazu geführt, in seiner Kunst nur ‚äußere Form' zu sehen und die innere ohne weiteres für die Augenlyrik in Beschlag zu nehmen. Das landläufige Urteil kann jedermann bequem bei Emil Ermatinger nachlesen.

Seit etlicher Zeit gibt es in der Schweiz eine neue Lyrik, die nicht allein Gesicht und Gewicht, sondern Lied ist.

Adolf Frey hat Teil an ihr wie an der letzten Blütezeit. Im letzten Jahrzehnt hat er sich immer entschiedener in dieser Richtung entfaltet, wie seine neuen und letzten Gedichte zeigen.

„Unsre Seelen werden reicher,
Unsre Lieder tiefer, weicher.
Klingende Nachteinsamkeit
Löst das Lied und löst das Leid."

Auch hier hat der Dichter sein Gebiet bewußt beschränkt, aber durch eigenartige Motive und eigentümliche Gestaltung seine Fruchtbarkeit erwiesen. So ist er oft bis zum Ziele der einfachen Vollendung gelangt, für das der Leuchter Mörikes ein Sinnbild ist:

„Wie reizend alles! Lachend und ein ſanfter Geiſt
Des Ernſtes doch ergoſſen um die ganze Form.
Ein Kunſtgebild der echten Art. Wer achtet ſein?
Was aber ſchön iſt, ſelig ſcheint es in ihm ſelbſt.“

Dieſe Lieder der Liebe und des Leides ſind das Vollkommenſte, was Adolf Frey geſchaffen hat. Es erweiſt die innere Einheit aller wahren Werte, daß ſich der ganz Unromantiſche hier mit dem Beſten, was die beſte Romantik hervorgebracht, ſo nahe und ſchön berührt. „Das Genie in jeder Kunſt iſt Muſik,“ ſagte Bettina. Und doch iſt er auch hier nicht Nachahmer. Auch in den reizvollen, rührenden Blumen-Ritornellen iſt er es nicht, wiewohl ſchon Rückert ein ‚blühend Hundert‘ und Storm vier ſolche, zum Teil über dieſelben Blumen, ja mit demſelben Reim gedichtet hatte. Vergleichen wir:

„O Nachtviole!
Schweig nur am Tag und deinen Duft verhehle!
Nachts komm ich, daß ich deinen Seufzer hole.“

„Sternglanz und Duft der Nachtviolen:
Die müde Bruſt fühlt Heimwehſchauer,
Die Träume gehn auf unhörſamen Sohlen.“

Wer iſt hier der Meiſter? Das erſte Ritornell ſtammt von Rückert, das zweite von Adolf Frey.

Kein Wunder, daß ihn auch die Tondichter lieben. Brahms hat ‚Meine Lieder‘ vertont, Hegar, Niggli, Schoeck, auch ich ſind gefolgt. Seit Jahren ſtehen mundartliche Lieder Freys im Röſeligarten, der ſchweizeriſchen Volksliederſammlung.

Von den letzten Dingen machte Adolf Frey wenig Worte. Auch der Gedanke gehörte zu seinen Penaten, ob auch nur der gestaltete, durch die Phantasie belebte Gedanke. Seine Maßstäbe und Meinungen über Welt und Leben haben sich in dem, was er bekannte und verwarf, kaum vom Glauben Gottfried Kellers entfernt. Der fatalistisch-schwermütige Hauch, der nach seinen Worten dem Vater und stärker noch der Mutter anhaftete, war auch ihm nicht fremd, hat sich freilich bei ihm nicht durch harte äußere Lage verstärkt. Er hatte sein Leben fest gezimmert; er wußte und glaubte, wie er noch wenig Wochen vor seinem Tode in einem Glückwunsch schrieb, daß ‚eben doch das spezifische Gewicht durchschlägt.' Seine scharfe Bescheidung vor den dunkeln Urgründen hatte etwas entschlossen Entsagendes und Werkwilliges zugleich. „Laßt uns wirken, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann." Er wußte, daß kein Menschengeist den Ewigen umfaßt: „Du winkst und lässest uns zurück, denn alles Große bleibt allein." Im Grunde einer tapfern Seele, in der Erinnerung an altes Glück und alte Zeit, im Willen zum eigenen Werke, in der Fähigkeit echter Ehrfurcht und in der gütigen Freude an jeder tüchtigen Kraft lebte, was ihm das Dasein lieb machte. Echtheit, Tapferkeit und Fleiß, Geist, Gemüt und Güte machten ihn zum vornehmen Menschen.

Adolf Frey ist nicht nach Goethes Wort im Alter Mystiker geworden. Er hat auf der Linie des Lebensgefühls und der Erkenntnis dauernd und überzeugt gestanden, die der deutsche Humanismus auch für sich gefunden hatte, und die ihn mit dem tiefsten mensch-

lichen Gehalt aller Zeiten still verband. Wer so unmittelbar entlegene Enden in sich verknüpfte, weil ihm ihr Wesen eines war, ging auch nicht trostlos an den letzten Pforten vorüber, fand auch dort seine selige Stunde:

„Mein Pfad war verschüttet, erloschen mein Stern.
Da lohte aus Schatten der Engel des Herrn.
Aufglomm unter seinen Fersen der Grund.
Sein Auge war Feuer und Flamme sein Mund,
Sein Gewand von Funken ein zuckender Guß.
Mich ergriff seine Hand, mich brannte sein Kuß
Ins tiefste Herz, daß es drängte und schwoll
Und sehnend und selig überquoll."

Ganz unvergeßlich bleibt dieser Mann seines Volkes, dieser Schweizer im vollen und weitherzigen Sinne des Wortes. Auch das Verständnis für sein Werk ist im Steigen. Er bedarf dessen nicht mehr: Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten. Aber unsre Zeit selber, ungläubig und abergläubisch, kalt und überhitzt zugleich und im Tiefsten so sehnsuchtsvoll, wird sich endlich doch gerne auch zu dem stillen Manne wenden, der einmal mehr erfüllt hat, was Gottfried Kellers Liebling Angelus Silesius im Cherubinischen Wandersmann gesungen:

Mensch, werde wesentlich, denn wann die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht!

Lieder und Geſichte

Wenn mein Herz beginnt zu klingen
Und den Tönen löſt die Schwingen,
Schweben vor mir her und wieder
Bleiche Wonnen, unvergeſſen,
Und die Schatten von Zypreſſen —
Dunkel klingen meine Lieder.

Adolf Frey.

Heimat und Liebe

An das Vaterland

Du bist das Land, wo von den Hängen
Der Freiheit Rosengarten lacht,
Und das in hundert Waffengängen
Der Ahn zur Heimat uns gemacht.

Wenn uns in fremder schöner Ferne
In weichen Armen wiegt das Glück,
Es treibt uns unter deine Sterne,
In deine treue Hut zurück.

Wir wollen deine Waffen schmieden,
Wir wollen deinen Grund besän
Und standhaft in der Berge Frieden
Der Schickung in das Antlitz sehn.

Was uns an Erdengut versinken,
An Wonnen uns entschwinden mag,
Wir wollen deine Lüfte trinken
Bis zu des Herzens letztem Schlag.

Und ruft das Horn in rauhen Tagen,
Daß wir uns um die Fahne reihn,
Wir wollen alles für dich wagen
Und frei sein oder nicht mehr sein.

Höhenfeuer

Zur Bundesfeier

Abendrot verſiegt in heitern
Fernen hinterm Felſenknauf,
Und aus Tannenreis und Scheitern
Brechen Dampf und Lohen auf.

Berg und Hügel ſtehn entzündet
In der Heimat nah und weit,
Und ihr lodernd Haupt verkündet:
Dieſe Nacht iſt heilige Zeit!

Blaſſe, ſturmzerfetzte Fahnen
Flattern in die Sternenluft,
Und ein Harſt geſchienter Ahnen
Zieht hervor aus Qualm und Duft.

Feuer auf den Flambergklingen,
Feuer auf dem Eiſenhut,
Feuer auf den Harniſchringen,
Steigen ſie aus Glaſt und Glut.

Und mit hochgemuten Schritten,
Unterm Helm und ſchildbewehrt,
Geht Frau Freiheit in der Mitten,
In der Fauſt das bloße Schwert.

Immer matter, immer leiſer
Zuckt der grauen Fahnen Flug,
Sacht verglimmen Aſt und Reiſer,
Und die Nacht entführt den Zug.

Auf der Luft ſchwarzblauen Steigen
Iſt ein Schimmer noch zu ſehn,
Bis ſie unterm Sternenreigen
Wie ein dämmernd Sternbild ſtehn.

Winkelrieds Bergfahrt

Im Lenz, im Lenz, wenn das reisige Licht
Durch den brüchigen Harnisch den Winter sticht
Von den schwankenden Schemeln die Lauen stürzen,
Dann brauen die Säfte in Stämmen und Würzen.
Dann muß ich hinauf, in die Berge hinein!
Ich fahre vom Herd im ersten Schein
Und wandre empor die Staffeln und Stiegen,
Wenn der Vorhut des Tages die Sterne erliegen.
Der Talgrund schauert verträumt und verschwiegen,
Noch nirgend ist drunten ein Glöcklein erwacht,
Und seufzend zerrinnen die Geister der Nacht.
Die Firnen umbrandet das Frührot bald,
Da umfaßt mich mit grünen Armen der Wald.
Harzodem entströmt seinem schattigen Mund,
Dran saug ich die kranke Brust mir gesund.
Und wie die Glut in die Kronen schwimmt,
Der Flühvogel sacht seinen Sang anstimmt,
Dann beginnen von zackigen Gurten und Balmen
Die Morgenwinde die rauschenden Psalmen
Und singen in hallende Klüfte und Klimsen,
Und die Laue orgelt von Firngesimsen.
Es kniet im schattigen Klausnergewand
Der Tannwald schauernd an schrundiger Wand,
Und es atmet der Frieden so tief und weit
In den Marken der bergigen Einsamkeit.
Her tritt der Tag, ein fürstlicher Held,
Zum Richter und Helfer der Welt bestellt;
Er hält das lodernde Schwert in der Rechten,
Mit dem schnöden Gezüchte der Feigen zu fechten.
Seine Rüstung blitzt! Er schreitet zutal,
Und über ihm flügelt der wachsende Strahl.

Es steuert ins Blau vom zackigen Riff
Ein weißgesegeltes Wolkenschiff.
Scharlachene Wimpel necken und schnippen,
Loblieder singen die Fahrersippen;
Es hallt von der Bergbrust schattigen Rippen.

Im Licht erſchimmert manch herrlich Gewand,
Manch lächelndes Antlitz lugt über den Rand.
Zur Tiefe greift eine ſtrahlende Hand —
Ich ſteige hinein als ein ſeliger Mann
Und fahre in leuchtende Weiten hin dann!

Brandolf von Stein

14

An die Mauern raſſeln ſchwere Leitern,
Auf den Sproſſen klirrts und ſtößts von Streitern
Doch der Flamberg und die Hellebarde
Haun die welſchen Stürmer von der Warte
Auf der Feſte Yverdun.

„Sturm und Anlauf habt ihr abgeſchlagen,
Sendet, Schweizer, daß wir uns vertragen!“
Und der Hauptmann kommt herausgeſchritten,
Der von Stein — ſein Weg iſt abgeſchnitten
Von der Feſte Yverdun.

„Euer Hauptmann iſt ins Garn gegangen.
Nun ergebt euch, ſonſt wird er gehangen!“
Manch ein bärtig Haupt, manch ſtämmiger Nacken
Schob ſich durch die Scharten und die Zacken
Auf der Feſte Yverdun.

„Laßt euch nicht den guten Mut verderben,
Muß ich gleich von Henkershänden ſterben!
Einen andern Hauptmann ſollt ihr wählen,
Meine Seele aber Gott befehlen
Vor der Feſte Yverdun.“

Abſchied

Nun iſt die Scheideſtunde da,
Das Morgenrot rückt ſchon ins Land,
Die Mutter küßt mich tränenfeucht,
Der Vater beut mir ſtill die Hand.

Ich wandre durch den jungen Tag
Den grünen Hügelhang empor;
Noch klingt ein jedes Abschiedswort,
Der letzte Gruß mir noch im Ohr.

Und auf der Heimat fernstem Pfad
Tönt hinter mir ein leiser Schritt,
Es faßt mich schmeichelnd an der Hand:
„Ich bin das Heimweh, nimm mich mit."

Heimweh

Da steh ich, ach ich armes Blut,
Von Gott und Welt verlassen!
Es gönnt mir keiner einen Gruß
In all den hundert Gässen.

Daheim am Bühl grünt das Gefild
Und glitzert in der Sonnen,
Und durch die Holderstauden quillt
Zum Grund der frische Bronnen.

Der Glockenklang geht fern im Land,
Die Luft streift an den Rainen —
O säß ich dort am Waldesrand
Und dürfte weinen, weinen!

Heimliche Liebe

Unter Vaters Dache
Hat er geruht,
Dem ich von Herzen
Heimlich so gut.

Ich hab ihm die Decken
Zurecht gemacht,
Darin er geschlummert
Die Sommernacht.

Und als ich heut frühe
Sein Kissen geküßt,
Da hab ich bitter
Weinen gemüßt.

Sein Jägerhorn

Im Rauhreif geht mein Lieb am Berg
Und singt im Morgensonnenstrahl,
Sein Jauchzer blitzt von Zweig zu Zweig,
Sein Jägerhorn füllt Berg und Tal.

Die Hunde stöbern durchs Gestäud,
Von seiner Büchse sprüht der Strahl,
Sein Jägerhorn lacht Halali
Und füllt den Berg und füllt das Tal.

Da drunten steh ich tief im Grund
Und denk an ihn wohl tausendmal.
Sein Jägerhorn klingt hoch am Berg
Und füllt mein Herz und füllt das Tal.

Die Braut

Auf dem Duft der Maienblüte
Schwimmt ein süßer, süßer Laut.
Sei nur still, mein heiß Geblüte,
Morgen bin ich eine Braut.

Von den lieben dunklen Augen,
Von dem Munde warm und rot
Darf ich Lust und Leben saugen
Bis zum fernen, fernen Tod.

Sinke nur, du Maiensonne,
Dunkelt, Berg und Tal umher...
Meine Lust und meine Wonne
Enden nimmer, nimmermehr!

Einem Gott gleich

Einem Gott gleich zieh ich ungebunden
Auf und nieder an den Frühlingsrainen,
Meine ungestümen Lieder klingen
In den Klüften und den jungen Hainen.

Flügel möcht ich Sturm und Winden leihen,
Feuer möcht ich in die Sterne tragen,
Tausend Strudelquellen, tausend Ströme
Möcht ich jauchzend aus den Felsen schlagen.

Könnt ich auf die grünen Hügelstufen,
Wo die Pforten deines Gartens ragen,
Aus dem aufgeblühten Lenzgelände,
Alle Kelche, alle Knospen tragen!

Und wenn unterm Erstlingssternenblicke
Höhn und Tale träumerisch verhallen,
Komm ich aus des Waldes Schattensaale
Vor dein Tor mit allen Nachtigallen.

Einen Zaubergürtel knüpfen klingend
Dir um Haus und Seele unsre Lieder,
Und aus deinem stillen Fenster blickst du
Hold betroffen in die Lenznacht nieder.

Wanderung

Auf die schneegefüllten Felsentennen
Aufgeschüttet sprüht das junge Licht,
Und die Firnen und die Zacken brennen,
Doch im Dunkel ruht mein Angesicht.

Eine Stunde, eine kurze Stunde,
Und herunter rinnt der goldne Strahl,
Selig hang ich dann an deinem Munde,
Und wir schreiten aus dem stillen Tal.

Wo wir wandern, wo wir rasten werden,
Ist der Pfad von reiner Glut getränkt,
Und gelöst von irdischen Beschwerden,
Sind wir ganz in unser Glück versenkt.

Der Goldfisch

Die du nie dem Wachen kehrst zurück,
Kamst geheim zu mir im Traum gegangen,
Holde Liebe! Und mit feuchten Wangen
Fahr ich auf und ruf mein totes Glück.
Und der Mond mit träumerischem Strahle
Staunt und lauscht in die kristallne Schale.

Innen an der hochgeschweiften Wand
In der engen stürmelosen Welle
Steht ein Goldfisch reglos in der Helle;
Sachte steigt er an des Wassers Rand:
Seiner Schuppen Gold, den Saum der Flossen
Hat der Mond mit Perlen übergossen.

Plötzlich schießt er wie ein Meteor
Pfeilschnell an den lichtgetränkten Wänden,
Dann verschattet sich sein Leib im Wenden,
Und nun glänzt er wiederum hervor:
Also wandelt sein Vorübergleiten
Licht und dunkel, wie die Horen schreiten.

Licht und dunkel, Liebe, ist dein Los!
Vor dem Dufte deiner Sonnenblüten
Kann ich meine Seele nicht behüten,
Und kein Mut ringt deine Schlingen los.
Endlos tönen mir ums Haupt die Klagen —
Und das Herz will immer nicht entsagen.

Überm Gruftstein

Sanft und schimmernd fließt der Äther
Auf des Kirchhofs Flur herein,

Nirgend kniet ein trüber Beter,
Und ich bin mit dir allein,
Wie ich es so manchmal war,
Ach, ein süßes, kurzes Jahr.

Jſts nicht geſtern erſt geſchehen,
Daß zum allererſten Mal
Ich dein Angeſicht geſehen
Im begrünten Gartenſaal?
Feſtgezaubert war mein Blick
Und beſchloſſen mein Geſchick.

Dann von Frühlingswettergüſſen
Überm Würfelſpiel gebannt,
Deckte jählings ich mit Küſſen
Deine weiße, ſchlanke Hand,
Und beim tiefen Sternenſchein
Holder Lenznacht wardſt du mein.

Stunde drängte ſich an Stunde,
Wonneſam mit dir verbracht,
Bis du plötzlich mir vom Munde
Sankeſt in die ewge Nacht —
Hörſt du den vertrauten Schritt?
Deine Würfel bring ich mit.

Auf des Gruftſteins Marmorſchalen
Roll ich ſie und rufe dich —
Deiner Augen blaue Strahlen
Huſchen ſchimmernd über mich,
Und dein Lachen klingt herein —
Ach, du lachſt ſo ſüß und rein!

Das letzte Lied

Mir träumte vor dem jungen Tag: ich ſaß
Im dämmrigen Gemach vor dem Kamin,
Darin die eingeſunkne Glut verglomm.
Auf meinen Knien lag ein vergilbtes Buch
Mit Liedern aus der fernen Jugendzeit.
Und aus den Liedern ſtand mein Schickſal auf

Und sah mich an mit schweren, schwanken Wimpern.
Von scheuem Sehnen sangs, von zarter Liebe,
Von ungestümen Fahrten nach dem Glück,
Von wundem Hoffen und gebrochnen Träumen.
Aufseufzend löst ich Blatt um Blatt vom Buche
Und warf es in die aufgerührte Flamme.
Zuletzt blieb nur noch eins, ein Lied, beseelt
Von allen Geistern ungestillter Sehnsucht
Und süß wie Glockenklang von blauen Bergen.
Da übermannten mich Wehmut und Tränen.
Das Blatt entglitt der Hand, und ich erwachte.

Abwehr

Weg mit euern plumpen Händen,
Die ihr dreist in alles mengt!
Laßt mich blühn und laßt mich enden,
Wie die Schickung es verhängt!

Wie es auf den dunklen weiten
Wogen unsres Lebens rollt,
Kaltsinn, Lust und Bitterkeiten —
So hats kommen längst gesollt.

Soll das Herz im Jammer brechen
Und der Mut in Qual vergehn,
Quillt die Lust in Tränenbächen —
Ohne euch muß es geschehn!

Echo

Ich stand im eichengrünen Tal
Vor einer Felsenklause
Und fröhlich rief ich in den Saal:
„Echo, bist du zu Hause?"

Sie trat hervor und lachte laut
Von ihren Eppichstiegen;
Ich hab ihr Lust und Weh vertraut
Und endlich dann geschwiegen.

Mit einmal ward das Herz mir schwer
Von Qual und bangem Sehnen,
Mich deuchten Brust und Welt so leer,
Und ich ging weg in Tränen.

Sie lacht: „Die Welt und ich sind gleich
Und können Trost nicht spenden;
Wer in sich selbst nicht stark und reich,
Darf sich an uns nicht wenden."

Am Sturzbach

Runsenschutt und Pfadgewinde
Stieg ich auf im Morgenlicht
Zum geborstnen Felsgespinde,
Draus der weiße Wildbach bricht.

Wütend schlägt er seine Mähne
Auf zerschartetes Gestein,
Und des Schaumes blanke Schwäne
Flattern in den Sonnenschein.

Breite Wettertannenzweige
Boten Rast und Schlummerraum,
Und des Wildbachs dumpfe Geige
Spielte rauschend mich in Traum.

Einsamkeit

An der Halde klomm ich, wo die Fichten
Und der Arvenstrang sich mählich lichten,
Wo die zarten Rasenstreifen sterben
Und die Wasseradern Rinnen kerben.
Ein verlorner Hirtenjauchzer klang.
An die Schründe bog der Pfad sich bang.
Die verfemte, harte Wildnis träumte,
Wo sich Felssporn neben Felssporn bäumte,
Und mein Pfadgenosse blieb allein
Noch des Himmels tiefer, süßer Schein.

Kranz

Ein Präludium zum jüngsten Tag
Orgelt der Sturm im Eichenwalde,
Und mit Posaunen und Paukenschlag
Stürzt der Strom von der Felsenhalde.

Auf des Berggrats unerstiegnem Rand
Sitzen des Sturms verwegene Kinder,
Schwärzlich flattert ihr Wolkengewand,
Und sie flechten, die Kränzewinder.

Und sie knüpfen in ein Glutgebind
Zuckende Lilien und flammende Rosen,
Schleudern es über die Locken dem Wind,
Daß die Klüfte und Höhen ertosen.

Lohen steigen, wo es niederfährt!
Doch es erbleichen der Sterblichen Wangen,
Denn der flammende Kranz verzehrt
Scheitel und Nacken, die ihn empfangen.

Melancholie

Der Tag ist hinterm Berg versunken,
Die Nebel ziehn, die Nebel nahn,
Da kommt Melancholie gegangen,
Den Schattenmantel umgetan.

Sie öffnet leis mein Kammerfenster
Und lauscht, die bleiche Stirn geneigt:
Der Wald ragt still mit schwarzen Tannen,
Müd ruht der Hang, die Wiese schweigt.

Es schleicht ein klagend Herdenläuten
Vom dunklen Tale fern und weit —
Da küßt sie mich und singt mir klagend
Von altem Glück und alter Zeit.

Aus dem Totentanz

Vor meiner Kammertür

Vor meiner Kammertür
Ein Tritt geht hin und wieder,
Ein Bleicher hält die Wacht,
Schreitet auf und nieder.

Ich gehe aus und ein
Und singe meine Lieder,
Ich weiß nicht Tag und Stund,
Stößt er mich nieder.

Vor meiner Kammertür
Ein Tritt geht hin und wieder,
Ein Bleicher hält die Wacht,
Schreitet auf und nieder.

Das Schlummerlied

In begrünter Sommerlaube,
Dran die schwanken Winden ranken,
Sitzt und sinnt die blonde Jungfrau.
Schläfrig summen Bienenflüge,
Und der Springbrunn plätschert träumrisch;
Zwitschernd schwirren Giebelschwalben,
Und aus lauen blauen Lüften
Schaukeln Falter auf die Blumen.

Die gesunknen weißen Lider
Überhaucht ein leiser Schlummer.
Kommt des Wegs ein blasser Wandrer
Durch des Gartens blühnde Büsche,
Kommt der Wandrer Tod gegangen.
An die dürren Lippen setzt er
Eine Flöte, grau und beinern,
Spielt der Schläferin ein feines,
Schwermutvolles Schlummerlied.

Nachtschnellzug im Walde

Heimlich schüttert Wald und Luft,
Und es dröhnt im Nebelduft.
Flirrend aus der nächtgen Ferne
Stoßen drei umflorte Sterne.
Donnernd kommt es hergeschossen
Wie ein Sturm von schwarzen Rossen.

Qualm und Feuer speit der Schlot,
Und die Lichtung schwelt und loht.
Vorn, auf rußbestäubtem Lager,
Liegt der Tod, erdfahl und hager,
Leis zum Schlummer hingesunken
Und umsprüht von Dampf und Funken.

Die Dohle

Auf des gehörnten Wildbergs Felsenlenden
Liegt körnger Neuschnee locker aufgeweht.
Durch seine glitzerigen Wülste drückt
Die Föhre kaum die sturmverkrümmten Äste.
Die graue Alpendohle hockt zuhöchst drauf,
Halb schlafend, halb erfroren, Kopf und Schnabel
Ins struppige Gefieder eingezogen.
Es kommt von ungefähr der Tod geschlendert
Und sieht die alte Kreatur und denkt
Ihr Döchtlein im Vorbeigehn abzuzwicken.
Schon spreizt er seine dürren Finger aus,
Da gellt ein Pfiff tief unten durch das Tal,
Und aus dem Tunnel an der Felsenlehne
Des Bergstocks jagt ein Zug mit roten Lichtern,
Und seine Räder dröhnen durch die Dämmrung.
Ein falscher Schein huscht auf des Todes Stirn,
Er grinst — er lacht und packt die Föhre blitzschnell
Und schüttelt sie. Aufkreischend fällt die Dohle
Und hüpft und flattert bänglich unbeholfen.

Der Schnee rutſcht unter ihren plumpen Flügeln —
Er gleitet langſam — unten gleitets raſcher —
Es rollt — es poltert — ſtürzt — es fegt — es ſauſt —
Es ſchnellt und ſchießt die jähe Fluh hinunter.
Es ſtäubt von Fluh zu Fluh — die Laue ſtürzt,
Und in die Tiefe ſchmettern Zug und Menſch!
Der Tod reibt ſich vergnügt die Knochenhände
Und johlt, daß es von Fels zu Felſen ſchrillt:
„Ich hätte das getan? Die Dohle tats!“
Und tanzt und freut ſich wie ein Gaſſenbube.

Die Fieberkurve

Der Bruder atmet ſchwer in Fieberängſten,
Das bleiche Haupt ins Kiſſen eingedrückt,
Die abgezehrten Hände auf der Decke.
Ein breites Blatt iſt auf dem Tiſch entfaltet,
Durchquert von einem ſcharfen Zickzackſtrich
Wie Felſenzackenflucht des Hochgebirgs.
Der ſchwarze Strich beſchreibt Anſturm und Flucht des Fiebers,
Das, kaum gebändigt, wütend wieder aufſpringt
Und ſeine Krallen in des Bruders Leib haut,
Bis daß er endlich hilflos niederbricht.
Nein, nein! Er iſt noch jung! Mißlingen wirds
Dem Tod, das goldne Diadem des Lichts
Ihm aus dem vollen Blondgelock zu reißen
Und Aſche über ſeine Stirn zu ſtreuen!
Von hinten neigt ſich ohne Laut ein blaſſes
Und unbekanntes Haupt an meine Schläfe
Und blickt mit mir ſelbander auf das Blatt.
Ein ſpinnbeindürrer Zeigefinger folgt
Dem ſchwarzen Zickzackſtriche auf und nieder,
Der ſtetig ſteiler ſteigt und wenger ſinkt.
Jetzt weiß ichs und ich weine bitterlich.

Tod und Dichter

Tod

Du haſt mich oft mit Reimen aufgezäumt —
Nun ſieh mich nackend, eh du dirs geträumt!
Ich ließ mich lang mit Tand und Klingklang ſchmücken,
Jetzt komm ich her, das Herz dir zu zerdrücken.

Dichter

Aus meinem Liede lauſcht dein dunkler Blick —
Ich kenn dich wohl — beſchließe mein Geſchick!

Tod

Du lügſt! Du ſangſt mit grambeträufter Lippe,
Skandierteſt bänglich mir auf Stirn und Hippe,
Schobſt mich ins Frühlicht und ins Abendrot
Und riefſt: Seht, ſo poetiſch iſt der Tod!
Dir war nicht wohl und ernſt! Du haſt gezittert,
Sobald du meiner Schenkel Schritt gewittert.

Dichter

Es jagt mein Lied nach Tiefe, Glanz und Stärke,
Drum wählt ich dich und deine ewgen Werke.

Tod

Du deckſt mit meines Mantels Rieſengröße
Des Bettelwitzes jammervolle Blöße.
Du und geſippte zwergſche Kreaturen,
Ihr duckt euch gern in meine dunklen Spuren.

Dichter

Da mich das Glück aus Huld und Gunſt verſtieß,
Deucht mich dein ſchattig Land ein Paradies.

Tod

Blick nicht auf mich und blicke nicht zurück!
Du haſt die Kunſt: was jammerſt du nach Glück?
Ein Mannesherz ſteht über ſeinem Leid
Und bricht nur mir allein und nicht der Zeit.
Verachte den Unkenruf der trüben Tage,

Erwürg den Schmerz und schäme dich der Klage!
Tauch in des Wohllauts unerschöpfte Bronnen,
Belausch des Menschenherzens Weh und Wonnen!
Verflicht in schicksalschimmernden Geweben
Den goldnen Tag und farbenhelles Leben!
Wenn sich gespreizt des Weltlaufs Unrat häuft —
Nur zu, wenn dir die Galle überläuft!
Und sänftet sich des Unmuts stürmsche Welle,
Knüpf lachend dir ums Haupt die Narrenschelle
Und streu des Spottes hellen Silberschein
Vergnüglich auf der Torheit Gaukelein!
Blick auf! Im Harnisch winkt die Weltgeschichte,
Ihr ehrner Mund tönt ewge Lobgedichte!
Von Sängern klingts und seelenvollen Frauen,
Von Kämpen und von streitgeblümten Auen,
Und sonnenstät glüht goldnen Nachruhms Schein.
Und sieh! Das Jahr tritt seinen Zauberreihn!
Der Lenz steht auf, und Nachtigall und Blüte
Haucht Hoffen dir ins müde Herz und Güte,
Der Sommer prangt mit Kraft und goldnen Garben,
Und Schwermut bringt der Herbst und Wein und Farben,
Das Wintermärchen winkt von Herdesflammen,
Der Sturm schilt dich mit scharfen Epigrammen,
Und sieh! Schon wieder küßt der Lenz das Land!
Das sing und schweig von meiner Knochenhand!
Rufst du mich wieder, du Zypressenseele,
Zerbrech ich dir mit einem Ruck die Kehle!

Heroen

(Bach, Mozart, Beethoven)

Er liegt schon halb erloschen, bleich und hager
Im Spätrot ausgestreckt auf seinem Lager.
Sein Weib wischt sich die Tränen: „Willst du trinken?“
„Nein! nichts!“ und die erschöpften Lider sinken.
„Doch ja! geh, Liebe! spiel die hohen Meister;
Du weißt, das strafft mir die schlaftrunknen Geister.“
Sie wankt treppab und sucht die Notenhefte

Und ſchluchzt und ſchluckt und rafft die ſchwanken Kräfte
Zum Spiel: es brauſt und ſprudelt in das Zimmer
Des Kranken auf. Im letzten Abendſchimmer
Erſteht ein Schatten, ſchallt ein heldiſch Wort:
„Gefaßter Mut iſt unſres Lebens Hort!
Die Welt iſt ein von Streit durchtobtes Feld;
Drum wappne dich wie Chriſtus unſer Held!
Wer auf der Erde lebt, der hat gelitten,
Wer von der Erde ſcheidet, hat geſtritten.
Bleibſt du gelaſſen auf dich ſelbſt geſtellt,
So meiſterſt du den Teufel und die Welt.
Anlachen dich die ewgen Wunderwerke,
Und hier wie dort trägt dich des Herren Stärke."

Der Schatten weicht, in Schatten tief vermummt,
Und fährt dahin. Des Weibes Spiel verſtummt.
Der Kranke blickt erſtarkt und atmet tief:
„Mut! Mut! es war ein Heros, der es rief."

Von unten brandets wiederum empor:
Ein Wundergarten ſteht im Frühlingsflor;
Darüber ſchimmert ein kriſtallner Morgen,
Lieb ohne Weh und Lachen ohne Sorgen.
Die Vögel ſchmettern von umblühten Zweigen,
Die Liebesengel ſchmeicheln ſchlanke Reigen;
Der Seele Luſt wird Lied, ihr Lied wird Klang,
Das Holde wie das Herbe wird Geſang.
Bekränzte ſteigen in bekränzte Barken:
O Seligkeit! Hier ſcheiden keine Marken
Die ſeligen Gefilde von der Erde.

Der Kranke ſeufzt: „Mein Leben iſt Beſchwerde,
Und doch, in ſolchem Glanz wie trüg ichs gerne
Noch eine Friſt auf dieſem bittern Sterne."

Kohorten Töne ſtürmen unten auf;
Ein Jäher jagt heran in raſchem Lauf,
Die Augen flammen und geſträubt das Haar,
Die Rede wolkig, dunkel, wunderbar:

„Heil dem, der überm herben Erdenrund
Die Hände hebt zum ewgen Geisterbund!
Heil dem, der heimlich mit dem Erdgeist spricht
Und sinnend blickt in sanftes Sternenlicht!
Heil dem, der Schauer, Sehnen, Liebe fühlt
Und dem die Leidenschaft das Herz zerwühlt!
Wer hat die Sehnsucht so wie ich gekannt?
Ins Lied die Sehnsucht so wie ich gebannt?
O selig sind die Seufzer der Entbehrung!
O selig sind die Seufzer der Gewährung!
Mit aller Qual und Erdenpein versöhnt
Ein Lächeln, das erfüllte Wünsche krönt!
Die Sehnsucht zieht uns aus der Erdenklause
Empor zum lichtumschanzten Götterhause!"

Der Kranke lächelt: „Ende du mein Los
Und führ mich mit dir in den Sternenschoß!"

Das Spiel erlischt. Bang kommt das Weib geschlichen.
Sie beugt sich über ihn. Er ist erblichen.

Aus den Liedern eines Freiharstbuben

(Freiwillige im Burgunderkriege, 1476)

Abschied

„Eine Trommel hör ich schlagen,
Wohl schlagen durch das Land!
Herab, du alt Gewaffen,
Herab von deiner Wand!"

„Laß schlagen, Kind, laß schlagen
Und bleib bei uns zu Haus!
Mancher Jungknab zog zu Kriege
Und kam nicht mehr heraus."

„Die Trommel und ihr Schlagen
Hör ich bei Tag und Nacht,
Hat mich um alle Freude,
Um alle Ruh gebracht."

„Dein Vater starb im Kampfe,
Und du, mein einzger Sohn,
Wirst auch im Streit verderben,
Das weiß ich Armste schon."

„Mein Leben und mein Sterben
Ist all auf Gott gestellt,
Mir wird kein schöner Ende
Denn vor dem Feind im Feld!"

Sturm

So laßt die lahme Büchse stehn!
Da möcht ein halbes Jahr vergehn,
Eh die uns Schlupf und Sturmgaß bricht!
Das kleckt uns nicht! Das fleckt uns nicht!
Die Arxte her! Den Sturmbock vor!
Und macht euch handlich an das Tor!

Voran! Die Leitern angerückt
Und auf den Sprossen nachgedrückt!
Die Achsel untern Schild gepreßt!
Die Fäuste fest! Die Ferſen fest!
Hinauf! Hinein! Sie zappeln noch!
Sie pfeifen auf dem letzten Loch!

Am Boden ſind ſie Mann für Mann!
Jetzt ſteckt die vollen Fäſſer an!
Im Fluge räumt das alte Haus
Und hudelt Truhn und Kiſten aus!
Dann laßt das Feuer vom Dache gehn —
Verfluchtes Neſt, wie brennſt du ſchön!

Heute und morgen

Allſtund des Ends gewärtig,
Allſtund vorm letzten Scheiden,
Drum leben wir hoffärtig
Und gehn in Samt und Seiden.
Die Würfel, Lieb und Wein
Muß alles unſer ſein!
Meßt alles mit langen Ellen!
Wenn uns das Herz im Tod zerſpringt,
Wenn uns die Halmbart Meſſe ſingt,
Dann ſind wir ja ſtille Geſellen.

Abends

Das Fieber brennt, mein Kopf iſt ſchwer,
Und meine Wunde ſchmerzt mich ſehr.
Hilf, Herr, laß mich geſunden,
Und laß im Morgenſonnenſchein
Mich wieder heil und rüſtig ſein!

Doch wenn es ſteht in deinem Schluß,
Daß ich zur Grube fahren muß,
So will ich mich nicht grämen.
Mir iſt nur leid ums Mütterlein,
Das wird auf immer traurig ſein.

Dem Toten

Fahr wohl, fahr wohl, Herzbruder mein,
Nun mußt du unter den Raſen.
Es wandert ob dir der Sonnenſchein,
Und die friſchen Lüfte blaſen.

's hatt' keiner ſolch ein golden Haar
Und keiner ſo treues Sinnen,
's hatt' keiner ſo blaue Augen klar —
Nun biſt du ſchon von hinnen.

Daheim

In dieſer Kammer, auf dieſem Pfühl
Haſt, Lieber, du gelegen,
Nun ruhſt du unterm kühlen Grund,
Du treuer guter Degen.

Wie ſangſt du luſtig über den Hof,
Wenn die Sonne aufgegangen,
Und luſtig in den Sternenſchein,
Wenn wir über Heid gegangen.

Lieder in Aargauer Mundart

Der Säer

I tue=n=e Schritt und wirfe=n=us
I=n iedi Fore gnue;
Es iſt zäntume=n=alles ſtill
Und 's luegt doch öpper zue.

Es ſchlicht e hälle Sunneſchin
Em warme Räge no;
Se glänze=n=und ſe winke mer:
„Mer wänd d'rs wachſe loh!"

Regenbogen

E Rägeboge glänzt,
Wo bis uf d' Arde goht —
Dem wird e Wunſch erfüllt,
Wo gſchwind der Schueh abzieht
Und drüber ſchlot.

E Rägeboge chunt —
Mer ſind no Büebli gſi —
Und ſtoht im Fäld we Für:
Mis Gſpönsli wirft ſi Schueh
Gſchwind drüber i.

Der Rägeboge ſchwint,
Und i ſtoh trurig do;
I bi halt barfueß gſi
Und ohni Glück — es goht
Mer hüt no noh.

Wunſch

Wenn i=n=emol im Chilhof ſchlofe,
Denn drückts me nümme, was uf Arde goht,
Denn ſchloft au 's Härz, wo eus im Läbe
So Unmueß macht und niene rüejig lot.

Doch z'Obe gieng i gärn go luege
Und zu mim Hei durs finſter Dörfli us,
Wenn mini Liebe zſäme ſitze
Und uf em Bänkli ſinge vor em Hus.

Denn möcht i um e=n=Egge ſchliche
Und hinterm Brunne=n=i der Nöchi ſtoh
Und ſtoh und loſe, was ſe ſinge,
Und liſlig wieder a mis Plätzli goh.

Reiſeſegen

Und ziehts Di denn i d'Frömdi,
So gang und ſuech dis Glück.
So gang und dänk au öppe
A d'Muetter zrügg!

Wo d'blibſt und gohſt und wandriſt,
Du gohſt und tueſt kei Schritt,
I bätte=n=und i ſchick der
Mi Säge mit.

Und wotts der duß nid grote
Und het Di 's Glück verlo,
So chumm, Du findſt deheime
Di Muetter no.

Heimweh

Es goht mer ruch bi frömde Lüte,
Und ihre Sinn iſt hert we Stei,
Und ietz, wo d'Obeglogge lüte —
Jetz gäll, arms Härz, ietz wämmer hei?

Jetz brönnt 's erſt Liecht deheim im Dörfli
Und 's Müeterli ſitzt ganz alei
Und dänkt a me, wenn d'Bärge dunkle —
Jetz chumm, liebs Härz, ietz gömmer hei!

Rat

„Es lauft e Chueh im Garte
Und frißt mer vo mim Chrut,
Es ſtoht e Burſcht bim Holder
Und ſchätzelet mit mir Brut."

Nimm du=n=e dicke Bängel
Und jag du d'Chueh dervo,
Und gfallt dir Brut en andre,
So lo ſi bi=n=nem ſtoh!

Nachklang

Wenn am Himmel d'Stärn erglänze
Und i ſtill und trurig ſtoh,
Iſch es mer, du chömiſt wider
Und i ghör de hübſchli goh.

Und mer iſch, i müeß de chüſſe
Und es müeß we früehner ſi —
Ach, es chunt kei Tote=n=ume —
Härz, o Härz, ergib de dri!

Troſt

Übers Johr, wenn's Fäld
Wider Blueme treit,
Bin=i wit und furt
In d'r Ebigkeit.

Gang nid uf mis Grab,
Chum nid zu mim Stei!
Mach d'r 's Härz nid ſchwer —
Glaub mers: I bi hei!

Blumen-Ritornelle

Anemone

Den Waldſaum kränzt ihr, Anemonen,
Und hört die ſcheue Nymphe flüſtern,
Daß Träume hier und Heimweh wohnen.

Nachtviolen

Sternglanz und Duft der Nachtviolen!
Die müde Bruſt fühlt Heimwehſchauer;
Die Träume gehn auf unhörſamen Sohlen.

Jasmin

Ein Büſchel Schneeraketen ſprüht Jasmin
Auf meine Laube. Träumriſch ſingt der Brunnen,
Und der Zikaden Spiel begleitet ihn.

Frauenſchuh

Aus Märchengärten blieb der Frauenſchuh!
Hab acht! es tänzelt, ſchwänzelt, ſchlüpft hinein
Ein luſtig Elfenkind und lacht dazu!

Nelke

Veltlinerrote Engadinernelke!
Du blickſt verlangend vom Geſimſe nieder
Und beugſt dich über wetterbraun Gebälke.

Unbekannte Blüte

Am Wald — wo war es? — unbekannte Blüte,
Fand ich dich einſt und fand dich niemals wieder.
Warſt du ein Glück, das unerkannt verblühte?

An die Nachtigall

Breite, Nachtigall, die Flügel
Fernher über Hang und Hügel
Und mein Heimatland entlang
Ströme seligen Gesang!

Komm, beseele unsre Wälder!
Schluchze über Furt und Felder!
Schauernd trinkt das Nachtgefild,
Wenn dein tiefes Lied erquillt.

Deine Stimmen zücken, zünden
Aus den Wäldern, aus den Gründen,
Und wer in die Nächte lauscht,
Atmet wundersam berauscht.

Unsre Seelen werden reicher,
Unsre Lieder tiefer, weicher.
Klingende Nachteinsamkeit
Löst das Lied und löst das Leid.

Edelweiß

Ich klimme verlorene Steige,
Die nur der Hirte weiß,
Und über den Felsensträngen
Brech ich das Edelweiß.

Tief unten im weiten Tale
Erblick ich am Bühel dein Haus:
Deine Tür ist mir verschlossen —
Wem bring ich meinen Strauß?

Es steht Mariens Bildnis
Hoch über dem wilden Stein;
Zu ihren Füßen trag ich
Die Blumen und denke dein.

Sehnen

Der Schatten ſchwillt, die Abendröten rinnen.
Aufgeht der Geiſter tauſendtürmig Reich.
Es ſchauert im Geſtäud der Hügelzinnen
Und ſchleiert überm Föhrenteich.

Nun hat die Wehmut Macht. Sie nimmt die Saiten
Und ſingt vom dämmerblauen Felſengurt.
Die Bronnen und das Halmenwehn begleiten
Die Weiſe durch Geklüft und Furt.

O komm zu mir! Du weißt die Seelenwege!
Und du biſt mein! Komm übers dunkle Land!
Mein Seufzer ſucht und wandert! Komm und lege
Die liebe Hand in meine Hand!

Auf deine Stufen

Auf deine Stufen
Iſt Nacht gefallen —
Haſt du gerufen?
Entkräftet hallen
Im Winde die Worte.
Sie erlangen mich nicht,
Und vor deiner Pforte
Erloſch das Licht.

Schlummerlied

Aushaucht die Purpurkerzen
Der Tag auf Stauden und Stein;
In deiner ſtillen Kammer
Schutzengel will bei dir ſein.
Schlaf ein! Schlaf ein!

Das Abendläuten wandert
Und ſetzt ſich müde am Rain;
Schutzengel ſpreitet die Flügel
Und ſchmiegt die Stirne hinein.
Schlaf ein! Schlaf ein!

Die goldbeſchuhten Träume
Lauſchen im Sternenſchein;
Schutzengel lächelt im Schlummer —
Er ſieht in den Himmel hinein.
Schlaf ein! Schlaf ein!

Einſt!

Zergehn einſt meine Erdentage,
So wehrt den Tränen und ſcheut die Klage!
Löſt mich in der feurigen, lodernden Glut
Und ſtreut meine Aſche in ziehende Flut!
Aus funkelnden Zungen, aus ſprühendem Brand
Eine ſingende, klingende Flamme
Auffſteig ich über das Heimatland.

Es blitzen die Straßen, die Wälder dehnen
Hoch überm See ſich an ſchwellenden Lehnen:
Mit tauſend Pulſen hämmert die Stadt,
Das Leben wird reich und wird nicht ſatt.
Weißtürmig flackert die Südfirnwand —
Eine ſingende, klingende Flamme
Hinſchweb ich über dem Heimatland.

Wenn das Heervolk ſchreitet unter den Waffen
Und die Lüfte das rote Banner ſtraffen,
Wenn feldwärts ſchüttert das ſchwarze Geſchütz,
Im tanngrünen Kleide zielt der Schütz
Und die Schlacht aufzüngelt am Hügelrand —
Eine ſingende, klingende Flamme
Hinfahr ich über das Heimatland.

Am Steig umſpült die felſigen Male
Der Abendſchein und verrieſelt im Tale;
Schon dämmert der Pfad, den ich mit ihr ging;
Und wo ich beſeligt ſie umfing,
Vernachten die zackigen Stauden den Strand —
Eine ſingende, klingende Flamme
Erlöſch ich über dem Heimatland.

Amſelruf

Früh, früh muß ich erwachen:
Die Amſel ruft, eh's tagt,
Sie lacht, wie Verliebte lachen,
Sie klagt, wie Heimweh klagt.

Der Tag mag mich beſchenken,
Für mich iſts arme Zeit;
Ach, immer muß ich denken:
Wie biſt du weit, wie weit!

Frühling

Mondſcheingelbe Falter ſegeln,
Und die Knoſpen lauſchen bräutlich,
Wachgewiegt von weichen Hauchen,
Aufgeküßt von Märzenſonnen.

An die blütenloſen Ufer
Kräuſeln lenzerregte Wogen,
Und die fernen Täler atmen
Träumeriſch die blauen Schatten.

Horch, es ſchluchzt die erſte Amſel!
Und in unſre Seelen ſtürmen
Sehnen, das der Schnee verſchüttet,
Heimweh, das der Froſt erſtickte.

Laß uns in die Wälder ſtreifen,
Laß uns auf die Berge ſteigen,
Laß uns in die Lüfte jubeln,
Daß wir noch auf Erden wandeln!

Auszug

Löſch auf dem Herd die Flammen!
Hauch aus den Ampelſchein!
Wir müſſen zur Stunde zuſammen
In rauhe Nacht hinein.

Die regenmüden Matten
Umrieſelt Nebelduft,
Und tief, o tief in Schatten
Erſchauern Steig und Kluft.

Wir ſchreiten über Scherben —
Das iſt zerbrochnes Glück;
Wir ſehn vor uns das Sterben
Und kehren nie zurück.

Letzte Friſt

Die Roſe, die du mir gereicht beim Scheiden,
Sie ſchüttelt von ſich ſchon ein müdes Blatt;
Gemeſſen iſt die gleiche Friſt uns beiden
Und offen ſchon die Ruheſtatt.

Der Zeiger haſtet, raſch verſchwebt mein Leben,
Unausgelebt, von Sehnſucht heiß und matt:
Was du mir geben kannſt, jetzt mußt du's geben —
Bald ſinkt das letzte Roſenblatt.

Bergfriedhof

Es währt noch ſo lang,
Bis die Waldvögel ſingen
Und in Klüften und Klimſen
Die Wildwaſſer klingen.

Wenn die Haſel ergrünt
Und die Föhnſtürme brauſen,
Dann ſteig ich zum Kirchhof
Bergan durch die Klauſen.

Was ich lang, lang verſchwieg
Und bitter getragen,
Vor deinem Grabkreuz,
Da muß ich es ſagen.

Entschlummern

Der Berg ist grau, der Grund verdüstert.
Aufs Kissen glitzert mir der Sternenbaum.
Wer ists, der mir zu Häupten flüstert?
Mich dünkt: zu zweit, gedämpft. Ich hör es kaum.
Am goldnen Stabe naht der Traum.
Und immer, immer webt das Flüstern.
Das sind die Stimmen von Geschwistern:
O Schlaf und Tod, schwermütige Zwillingsbrüder,
Ihr blickt aus dunkeln Augen auf mich nieder!

Schlummerlied

In die Schattenbrandung sinkt
Felsgebirg und Firn der Ferne,
Über deinem Haupt erblinkt
Blaß der Born der Silbersterne.
Ihre scheue, kühle Flut
Rieselt Frieden dir ins Blut;
Tief in Wäldern kniet die Stille,
Im Gefild erlischt die Grille —
Ruhe, wie die Erde ruht!

Quellen

G Gedichte von Adolf Frey. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, H. Haeſſel Verlag, 1908. 356 S.
Die zweite Auflage der Gedichte enthält auch den ganzen Totentanz, deſſen erſte Stücke in der erſten Auflage der Gedichte (Haeſſel 1886) und deren Sonderausgabe 1895 erſchienen war.

J Die Jungfer von Wattenwil. Hiſtoriſcher Schweizerroman von Adolf Frey. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottaſche Buchhandlung Nachfolger, 1908. Das Gedicht „Sein Jägerhorn" S. 51.

N Neue Gedichte von Adolf Frey. Cotta, 1913. 132 S.

B Blumen. Ritornelle. Von Adolf Frey. Raſcher, Zürich 1916. [2]1917. Mit Bildern von Kreidolf, 1920 (Rotapfel Verlag Erlenbach).

S Stundenſchläge. Letzte Gedichte von Adolf Frey. Haeſſel, 1920. 75 S.

D Duß und unterm Rafe. Füfzg Schwizerliedli von Adolf Frey. Huber, Frauenfeld 1891. [2]93, [3]1921. 65 S.

Den Leitern der Häuſer Cotta, Huber und Raſcher iſt der Herausgeber für die Gewährung des Abdruckes von Proben aus ihren Verlagswerken Adolf Freys zu Dank verpflichtet.

Inhalt

		Seite
Adolf Frey, von Gottfried Bohmenblust		5
Ein Profil		7
Motto: Meine Lieder	G	45

Heimat und Liebe

An das Vaterland	G	46
Höhenfeuer	G	47
Winkelrieds Bergfahrt	G	48
Brandolf von Stein	G	49
Abschied	G	49
Heimweh	G	50
Heimliche Liebe	G	50
Sein Jägerhorn	J	51
Die Braut	G	51
Einem Gott gleich	G	52
Wanderung	G	52
Der Goldfisch	G	53
Überm Gruftstein	G	53
Das letzte Lied	G	54
Abwehr	G	55
Echo	G	55
Am Sturzbach	G	56
Einsamkeit	G	56
Kranz	G	57
Melancholie	G	57

Aus dem Totentanz

Vor meiner Kammertür	G	58
Das Schlummerlied	G	58
Nachtschnellzug im Walde	G	59
Die Dohle	G	59
Die Fieberkurve	G	60
Tod und Dichter	G	61
Heroen	S	62

Aus den Liedern eines Freiharstbuben

Abschied	G	65
Sturm	G	65
Heute und morgen	G	66
Abends	G	66
Dem Toten	G	67
Daheim	G	67

Lieder in Aargauer Mundart

Der Säer	D	68
Regenbogen	D	68
Wunsch	D	69
Reisesegen	D	69
Heimweh	D	69
Rat	D	70
Nachklang	D	70
Trost	D	70

Blumen-Ritornelle

Anemone Nachtviolen Jasmin Frauenschuh Reife Unbekannte Blüte	B	71

Späte und letzte Lieder

An die Nachtigall	N	72
Edelweiß	N	72
Sehnen	N	73
Auf deine Stufen	N	73
Schlummerlied	N	73
Einst!	N	74
Amselruf	S	75
Frühling	S	75
Auszug	S	75
Letzte Frist	S	76
Bergfriedhof	S	76
Entschlummern	S	77
Schlummerlied	S	77
Quellen		78

Zunächſt erſcheinen im Juni 1922 in:

Die Schweiz
im deutſchen Geiſtesleben

Eine Sammlung von Darſtellungen
und Texten, herausgegeben von

Harry Mayne (Bern)

1) Hiſtoriſche Volkslieder der deutſchen Schweiz, ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Profeſſor Dr. Otto von Greyerz (Bern).

2) Salomon Geßners Dichtungen, ausgewählt und eingeleitet von Hermann Heſſe (Montagnola, Teſſin).

3) Conrad Ferdinand Meyers Gedichte, ausgewählt und eingeleitet von Dr. Eduard Korrodi (Zürich).

4) Adolf Frey, Lieder und Geſichte, ausgewählt und eingeleitet von Profeſſor Dr. Gottfried Bohnenbluſt (Genf).

5) Nietzſche und die Schweiz, von Carl Albrecht Bernoulli (Baſel).

6) Zwei Novellen von Jakob Boßhart, ausgewählt und eingeleitet von Dr. Hartwig Jeß (Leipzig).

Die Schweiz
im deutschen
Geistesleben

YA 06533

Die Schweiz

573476

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY